Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Johann Peter Hebel und der rheinische Hausfreund

Otto, Franz

Leipzig, 1883

urn:nbn:de:bsz:31-125063

Visual Library

Der Sohn des Schwarzwalds.

Joh. Peter Hebel

und

der rheinische Hausfreund

von

Franz Otto.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Sohn des Schwarzwaldes.

Johann Peter Hebel

und

der rheinische Hausfreund.

Herausgegeben unter Zugrundelegung einer hinterlassenen Lebensskizze von
Ernestine Diethoff

von

Franz Otto.

Mit 58 Text-Illustrationen und einem Titelbilde nach Zeichnungen von
W. Claudius, C. H. Schmolze, T. Stauber u. a.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.
1883.

aK

119 E 2419

Verfasser und Verleger behalten sich das ausschließliche Recht der Übersetzung vor.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Inhalts-Verzeichnis.

Johann Peter Hebel.

Ein Dichter der Natur und des Volkes.

	Seite
Der Sohn der Dienstleute	3
Die Knabenjahre	12
Die Lehrjahre	17
Die Jahre der Dichtung	21
Der Hausfreund	29

Blütenlese aus dem Rheinischen Hausfreunde.

	Seite		Seite
1. Der Zahnarzt	43	21. Ein gutes Rezept	71
2. Kindesdank und Undank	45	22. Die zwei Postillione	73
3. Gutes Wort, böse That	47	23. Die drei Diebe	74
4. Das wohlfeile Mittagsessen	48	24. Schlechter Gewinn	76
5. Der geduldige Mann	49	25. Wie der Bundelfrieder und sein Bruder dem roten Dieter abermals einen Streich spielen	78
6. Der schlaue Mann	50		
7. Geschwinde Reise	50		
8. König Friedrichs Leibhusar	52		
9. Das Mittagsessen im Hof	53	26. Der Heiner und der Brassenheimer Müller	79
10. Drei Worte	54		
11. Die Schmachschrift	55	27. Wie sich der Bundelheiner hat beritten gemacht	81
12. Zwei Erzählungen	58		
13. Der kluge Richter	60	28. List gegen List	85
14. Die gute Mutter	61	29. Drei Wünsche	88
15. Das gute Wort	63	30. Gute Geduld	91
16. Das letzte Wort	64	31. Moses Mendelssohn	92
17. Das wohlbezahlte Gespenst	65	32. Seltsamer Spazierritt	92
18. Eine merkwürdige Abbitte	67	33. Wasserläufer	94
19. Der schlaue Husar	68	34. Das Vivat der Königin	94
20. Mittel gegen Bank u. Schläge	70	35. Der verwegene Hofnarr	96

	Seite
36. Der schlaue Pilgrim	97
37. Der Geizige	98
38. Drei Wünsche	99
39. Der Wegweiser	100
40. Der Vater und der Sohn	101
41. Gute Antwort	102
42. Der Birkelschmied	102
43. Gute Antwort	104
44. Schlechter Lohn	104
45. Kannitverstan	105
46. Glimpf geht über Schimpf	107
47. Tod vor Schrecken	109
48. Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist	110
49. Franziska	112
50. Zwei honette Kaufleute	116
51. Der kann Deutsch	116
52. Der kluge Sultan	117
53. Wie man aus Barmherzigkeit rasiert wird	118
54. Das seltsame Rezept	119
55. Gleiches mit Gleichem	120
56. Kurze Station	122
57. Der Barbierjunge von Segringen	122
58. Der Star von Segringen	124
59. Einträglicher Rätselhandel	125
60. Des Seilers Antwort	129
61. Des Diebes Antwort	130
62. Weizenblüte	130
63. Die Schlafkameraden	131
64. Der Herr Wunderlich	133
65. Böser Markt	135
66. Ein teurer Kopf und ein wohlfeiler	137
67. Teure Eier	138
68. Der silberne Löffel	138
69. Der verachtete Rat	140
70. Der Thalhauser Galgen	141
71. Der Schneider in Pensa	143
72. Der fromme Rat	148
73. Die falsche Schätzung	149
74. Der Wettermacher	150
75. Ein Hausmittel	152
76. Der listige Steiermarker	152
77. Rettung vom Hochgericht	154
78. Seinesgleichen	155
79. Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf	156
80. Herr Charles	158
81. Der betrogene Krämer	162
82. König Friedrich und sein Nachbar	164
83. Unverhofftes Wiedersehen	165
84. Mohammed	168
85. Glück und Unglück	169
86. Warme Winter	169

Johann Peter Hebel.

Ein Dichter der Natur und des Volkes.

Elternhaus von J. P. Hebel zu Hausen.

Der Sohn der Dienstleute.

Das lautet freilich nicht nach etwas Großem und Besonderm! — Die meisten, die da ausblicken nach Ruhm und Ehren, erspähen die Besitzer solch ersehnter Güter auf den sonnigen Höhen des Lebens, wo die Genien des Glückes schon die goldne Wiege der Berufenen behüten, in welcher ihr junger Liebling schlummert. Der und jener möchten wohl den Glücksbecher ergreifen, der die Schlachten- und die Todeslose birgt, wenn er den Fanfaren des Triumphes lauscht, die den siegreichen Heerführer umjauchzen. In erhabener Einsamkeit, umwogt von den blitzenden Strahlen ihrer Ruhmessonne, thronen die Lieblinge des Glückes — deren es doch nur so wenige gibt. — Einzelne unter den Hunderttausenden, welche von gleicher Mutterliebe gepflegt, von gleicher Vatersorge behütet waren und deren Los es ist, in der Dunkelheit des gewöhnlichen Lebens zu versinken, ungenannt, kaum

gekannt — als eine der vielen Nullen, welche durch den Einer, der vor sie gestellt wird, erst Wert erlangen.

Und doch ist selbst der vielbewunderte Throninhaber, der glücklichste Feldherr und Künstler, wieder nur einer der ungezählten Milliarden, über welche in demselben Gleichmaß der Jahre das Zeitenrad dahinrollt und welche, wenn auch erst nach andern, dem Schicksal des Vergessenwerdens verfallen.

Der Held, von dem ich euch erzählen will, hat seinen Namen nicht mit Flammenschrift in die Zeittafeln der Geschichte geschrieben, er ist kaum einer von den Großen zu nennen, aber er ist einer von den Lieben, auf welche das deutsche Volk stolz sein darf: denn kein andres Volk auf Erden hat die Eigenart mit ihm gemein, welche den Mann zierten, dessen Lebensgang die nachfolgenden Blätter vorführen.

Franzosen, Spanier und Italiener, und wie sie alle heißen mögen, die Völker Europas, sie haben nicht minder große Helden, Staatsmänner und Dichter wie wir, hervorgegangen aus dem Wesen und dem Geiste der Nation, der aber, den ich meine, der ist mit der Eigenart des ganzen deutschen Gemütes ausgerüstet, und echt deutsches Gemüt, nicht verwässert und verweichlicht, sondern frisch, kristallklar und herzerquickend, gelangte in ihm zum Ausdruck, wie kaum in einem der deutschen Geisteshelden vor oder nach ihm.

Und so laßt euch denn erzählen aus dem Leben eines Lieblings deutscher Nation.

* * *

Man schrieb 1760, und es war im Anfang des Monats Mai, der eingezogen war wie ein rechter Triumphator mit Blütenschmuck und Kränzen; hell lachte die Sonne auf das alte Basel herab und warf glitzernde Lichter auf den Strom, der wie jugendmutig vor Freude und Frühlingslust hinabrollte in das blühende Land, noch kalt von den Schnee- und Eiswassern, die von den Fernen herab in sein Bett rauschten. In einem Satze war er von den Felsen bei Schaffhausen herabgesprungen, der Sohn der Alpen, und hatte ins deutsche Land hinübergeschaut, jetzt unter der Brücke von Basel sandte er der Schweiz den letzten Abschiedsgruß, jetzt geht's hinein ins deutsche Land!

Deutsch reden sie hüben und drüben, und Männer und Frauen sehen just gerade so aus in Gestalt und Tracht im Elsaß, wie im badischen Ländchen. Aber damals standen dort drüben noch französische Zollwächter, und ein Lilienbanner flatterte, und regiert ward im Namen „Louis XV., par la grâce de Dieu roy de France et de Navarre!“ — — — —

Damals starrten die altersgrauen Felsen auf badischer Seite recht verdrossen hin nach den Wasgauer Höhen. Heute freilich hat sich ihr Ingrimm verzogen und sie lachen wohl dann und wann in sich hinein, wenn sie in stillen Mondnächten Zwiesprache halten und sich der Erlebnisse in vergangenen Jahrhunderten und Jahrtausenden erinnern. „Freust du dich nicht, alter Vater Rhein", kichern sie dem Alten zu ihren Füßen zu, „daß du nicht mehr Deutschlands Grenzstrom, sondern wieder die Hauptlebensader im großen Körper von Mutter Germania geworden bist?" —

„Lacht nur zu, ihr jungen Graubärte", antwortet Vater Rhein. „Bin schon oft und lange die Schlagader des deutschen Leibes gewesen und dann auch wieder nur Grenzstrom und nicht einmal ein solcher. — Kann's denn nicht wieder kommen, wie's schon gewesen ist? he he!? — Damals freilich nahmen's die hüben und drüben nicht so genau, als die Markomannenflut über mich hinbrauste, daß die Wogen zischten, König Hartfest voran! — Ich habe ihm und den Seinen den Weg nicht versperrt und hab' es auch geschehen lassen müssen, als die Franzmänner ihn zu euch herüber fanden. Na — die halten nun wohl noch eine Zeitlang Ruhe!" —

Und die Felsen lachten wieder unbeweglich vor sich hin; denn wenn sie anfangen zu nicken, steht es übel mit der Ruhe der Menschen im Thale. Besser ist's, sie denken stumm ihr Teil, meinetwegen an die Markomannen, oder noch weiter zurück an Cajus Julius Cäsar, der mit seinen Legionen die Helvetier schlug, oder an die derben alemannischen Fäuste, welche später die römischen Helme zerlausten und Straßburg oder Augusta Rauracorum, wie es vormals hieß, zerstörten und all die römischen Kastelle den Rhein hinauf, und daß hüben und drüben vor Zeiten alles Land Alemannien genannt ward, und sie schauen nun zufrieden drein, daß es geworden, so wie es gekommen.

Der Rhein aber eilt nordwärts und hält sich keine Sekunde unnütz mit solchen Betrachtungen auf. Er verschmäht es auch, zu hören, was die zwei Menschenkinder miteinander zu sprechen haben, die an seinem Ufer hinschlendern, Basel zu. Freilich reden sie weder von Markomannen noch von Alemannen, auch nicht von Cajus Julius Cäsar und nicht von Ludwig XV., dessen Lilien dort drüben flattern — was kümmert sie es doch?

Es ist ein schlichtes, kräftiges Paar, das miteinander des Weges hinwandert durch die lachende Maienwelt. Zwar stehen beide nicht mehr gerade in des Lebens Maientagen, aber aus beider Antlitz spricht Kraft und Tüchtigkeit und jene Heiterkeit, die jung und frisch hält zu allen Zeiten und im Wechsel der Jahre.

Der Mann ist sonnengebräunt, dunkler als sonst die Sonne im Rheinland und in der Schweiz zu färben pflegt; wes Landes Kind er sei, konnte man an der Kleidung nicht erkennen, denn die war so beschaffen, daß sie in aller Herren Länder sich schicken konnte, nur nicht zum Putze der Reichen und Vornehmen. Die Frau trug die Kleidung der Markgräflerinnen, jene kleidsame, fröhliche Tracht mit dem flatternden Halstuch, dem gewaltigen Schlupfe (Bandschleife) und dem schimmernden Käppchen. Daß Mieder und Rock so geflickt waren, gereichte ihr nur zur Ehre, denn beides zeigte von Geschick.

Die Frau ging etwas langsamer hinter dem Manne drein; es lagerte still sinnende Wehmut auf dem ruhigen Gesichte. Sie sprach nicht und beschränkte sich darauf, dem Begleiter zu antworten, der sich oft in lebhafter Rede zu ihr rückwärts wandte.

„Weißt, Ursula", sprach jetzt der Mann, sich zur Frau umwendend und auf den Rhein deutend, „weißt, wann ich daheim am Webstuhl sitze und du mit deinem Spinnrad neben mir, wann die Klötze im Ofen krachen und die Bratäpfel in der Kachel singen, dann denk' ich, daheim ist's doch gar wohlig, und seh' mich um in den engen vier Wänden und denk', die sind dein, und da ist deine ganze Welt drinnen, dann denk' ich nicht an das, was draußen. Und wieder, wenn ich so im Frühjahr Webebaum und Schifflein ruhen lass', wann ich hinaus komm', und die Welt liegt offen vor mir, und ich seh' die Heerstraße hinauf, da ist's mir immer, als ob's mir riefe, nun Jakob, wie ist's, hast du's Wandern verlernt? — und wann ich dann den Rhein wieder seh'. . . . . ."

„Jakob", unterbrach ihn die Frau, „kommen dir immer die alten Gelüste wieder bei? — Du bist kein Bursch mehr, der nur so vom nächsten Schlehdorn einen Stab sich brechen und hinein laufen darf in die weite Welt unter Türken und Mohren hin nach Corsica."

„Hab' keine Angst, Schatz", lachte der Mann, „so weit geht meine Wanderlust nimmer mehr. Aber in Corsica, sag' ich dir, sind gute katholische Christen und keine Türken, und wenn sie auch brauner sind als hier unsre Landsleute, so sind sie doch noch lange keine Mohren, das Zeug wohnt in Afrika, und der Pascal Paoli....."

„Ob es Corsica heiße oder Afrika, das ist mir ein Ding", unterbrach ihn die Frau, „fort ist fort — — hin ist hin — — — red' mir nicht mehr von dem Pascha Pauli; er mag ein guter Herr gewesen sein, ich hab' nichts dawider, und wär' er ein Basler, dann sollt' mir's lieb sein, und ich

wollt's ihm nit vergunnen (mißgönnen), wenn er Ratsherr würd', nu er aber weit weg ist und zieht immer noch deine Gedanken an sich, so mag ich von ihm nit gern hören, denn ich denk' immer . . . . . ."

„Du denkst, daß ich eben doch immer am liebsten bei dir bleib', Ursula", sprach der Mann „und nach Corsica zieht mich's auch nicht mehr. — Ach Pascal Paoli, der Held, ist tot und bleibt's! Aber rheinabwärts, rheinabwärts! — — Sieh, wenn wir so ein Frühjahr auf Basel ziehen, zu unsrer Dienstherrschaft, und ich komm' aus den Bergen an den Rhein und seh' die Wellen, wie eine der andern nachläuft, fort und immer fort — — und ich steh' und seh' den Wellen nach, dann denk' ich, die schwimmen jetzt hinunter und kommen in die Pfalz — da regen sich mir die Gedanken, und ich denk' dran, daß ich doch ein Pfälzer bin, und hab' so lang die Heimat nicht gesehen. — — Ich möcht' eben doch noch einmal hinunter, wenn's sein könnt', mit dir Ursula. Was würden die Mädchen auf dem Hunsrück Augen machen, wenn ich ihnen meine Markgräflerin zeigte mit dem großen Schlupf und dem Mailänder Halstuch!" —

Die Frau lachte, „andre Land', andre Bräuch'", sprach sie. „Was hier gemein ist, wär' dort ein Wunder, und umgekehrt. Aber Jakob, mich verlangt's jetzt nicht, Wunder zu sein, sondern nach Basel zu kommen in des Herrn Iselin Haus. Schau, es düstert vom Schwarzwald her, und der Münsterturm wirft lange Schatten." — —

In das Haus des Majors Iselin in Basel zog das Ehepaar jetzt ein, dort halfen sie im Garten und Feld die Sommerarbeit bestellen, und wenn der Herbst kam, dann machten sie sich wieder auf nach Hause; dann sauste das Webeschifflein wieder und schnurrte das Spinnrad, es sangen die Äpfel in der Kachel, und der Mann erzählte von dem edlen Pascal Paoli und von seinen Zügen nach Corsica mit dem Major Iselin . . . . und die Frau sprach von der Zeit, wo sie als Jungmagd im Iselinschen Hause gedient und von dem Brief, den ihr der Jakob geschrieben mit roter Tinte von Valenciennes aus — ein schön Kränzlein war um den Brief gemalt und darunter stand: Dein getreuer Johann Jakob Hebel.

Den Brief hatte ihr die Frau Iselin lesen müssen, denn das Lesen war eine der Ursula Örtlin unbekannte Kunst; aber sie sah, daß es ein schönes Kränzlein war, und wußte, daß der Johann Jakob Hebel ihr getreu sei bis zur Stunde. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Durch den Rhein ritten weder Markomannen noch alemannisches Volk, aber über den Rhein flog ein Storch. —

„Wohin?“ riefen die Felsen ihm nach.

„In des Majors Iselin Haus, gen Basel!“ und der Storch flog eilig vorüber.

„Lege die Grüße des Schwarzwaldes dem Kind in die Wiege!“ riefen die Felsen ihm nach.

„Ich weiß ein Wiegenlied“, sagte der Rhein, „von den alten Völkern zu singen und von den Lebenden in Lust und Leiden. Grüß' mir das Kind in der Basler Gesindestube!“

Der Storch hatte sich versäumt gehabt auf dem Fluge von den Pyramiden nach dem Schwarzwald und als er nach Hause kam, lag sein Nest auf einem kalten Schornstein, da flog er eilend gen Basel.

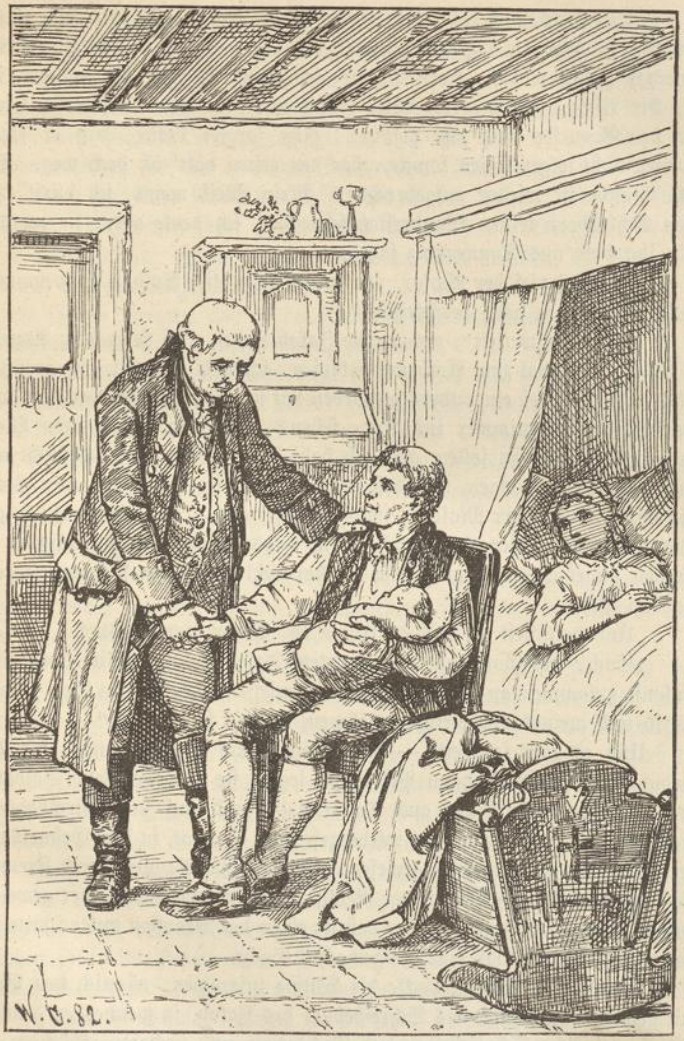
Es war ein prächtiges Büblein, das da in der Wiege schrie im Iselinschen Hause. Über den kleinen Weltbürger, der so unvermutet angekommen war, vergaß Jakob Hebel seine Sehnsucht nach der pfälzischen Heimat, seine Fahrten und Wanderungen, ja selber den Pascal Paoli, und die fromme Ursula betete, daß Gott sich des Bübleins annehmen möcht', und es immer so mildigliche Herren finden lasse, wie der Major Iselin ihnen selber einer war, und eine so brave Frau dermaleinst, wie ihre Dienstherrin — — doch nein, so hoch wollt' sie nicht hinaus mit ihren Gedanken, denn die Ursula Hebel war eine demütige Seele und das Beste, was sie dem Söhnlein wünschte, war, daß er auch einmal im Iselinschen Hause dienen könnt', ein frommer Knecht in Redlichkeit und Treue.

So ward am 10. Mai 1760 das Kind des armen Webers, des ehemals corsischen Soldaten und der Dienstmagd, in dem Hause des Basler Patriziers geboren, und gewiß vermutete dieser nie, daß sein Name nur deswegen auf die Nachwelt kommen würde, weil dies Kind in seiner Gesindestube zuerst die Augen dem Lichte geöffnet hatte.

„Nun, Jakob, alter Kriegskamerad, wie willst du dein Büblein nennen?“ fragte der Major.

„Ich hab' ihm zwei gute Paten gesucht“, antwortete Jakob Hebel „Johann Peter, das ist der Milde und der Starke; sie haben unserm lieben Herrn zunächst am Herzen gelegen, sie sollen mein Büblein in gute Obhut nehmen, denn mich will's bedünken, als könnt' ich's selber nimmer lang.“

„Ei Possen“, schalt der Major, „Jakob, du wirst mir ganz windelweich, da sieh' den Buben an und laß dir die Grillen vergehn.“



„Nun, Jakob, alter Kriegskamerad, wie willst du dein Bübleín nennen?“

„Den wird Gott behüten!“ sprach Jakob Hebel, „ich fühl' eine starke Stimme in mir, die sagt, er wird kein Verlorener sein. Ich hab' rheinabwärts ziehen wollen, Herr Major; ich mein', es thut sich nimmer, ich seh' die Pfalz nicht wieder. Wißt Ihr's noch, es war ein scharfer Hieb, den der Genueser nach mir geführt. Ihr sorgtet dafür, daß er einen zweiten nicht folgen lassen konnte, aber den ersten hatt' ich doch weg. Die alte Wunde ist wieder aufgebrochen. Mein Weib meint, ich dürft' mir vom Schlehdorn keinen Wanderstab schneiden, ich denke aber, sie werden mir ihn bald aus Tannenholz sägen.“

„Jakob“, rief der Major, „so spricht kein alter Soldat, so wehmutsvoll, Ihr thut ja ganz verzweifelt!“

„Nicht verzweifelt“, antwortete Jakob Hebel, „ich folge dem Appell; es hat schon einmal zum Aufbruch geblasen, ich hab' gesattelt und gerüstet. Meint Ihr, ich sei ein andrer geworden seit unsrer corsicanischen Zeit und könnt' dem Tod nimmer ins Auge sehen? Wohl thut weh, von Weib und Kind scheiden zu sollen, aber ich hab' in mir eine feste Zuversicht auf unsres Gottes Erbarmen, und daß er dem vaterlosen Kinde ein guter Vater sein wird. Und, Herr Major“, schloß er scherzend, „Ihr dürft nicht so gering von meinen Gevattern denken, die werden sich ihres Patenkindes in Treuen annehmen. Umsonst hab' ich ihm nicht den stolzen Namen gegeben, Johann Peter!“

„Und vergissest du mich?“ fragte der Major vorwurfsvoll.

„Euch? bei Gott nein!“ antwortete Jakob Hebel. „Wir haben nicht umsonst zusammen an einem Biwakfeuer gesessen, Ihr werdet Euch meiner Witib und meines Waisleins annehmen, wenn's so weit ist.“ — — —

Und es kam so weit. — Kaum ein Jahr war vergangen seit der Geburt des kleinen Johann Peter, da legten sie den corsischen Soldaten in den bescheidenen Sarg aus Tannenholz, und auf dem Kirchhofe zu Hausen, weitab von seiner nie wiedergesehenen Heimat, in dem Geburtsorte der Frau, wo er Hintersaß gewesen, bestellten ihm Nachbarn und Freunde die letzte Ruhestätte. Daß er der Reichsten und Vornehmsten einer gewesen, konnte niemand behaupten, aber daß sie einen der Bravsten unter ihnen bestattet hatten, das war eine ausgemachte Sache.

Ihre besten Schätze packte die Witwe zusammen; nämlich den Brief mit dem Kränzlein und das Schreibebuch des Jakob, in welches er deutsche und französische Schriftstellen aus Dichtungen und Erbauungsbüchern zusammengetragen, und wo er es eingeschrieben, wann das Büblein den

ersten Zahn bekommen und wann es zum erstenmal auf einer hölzernen Pfeife gepfiffen. Es waren die bescheidenen Schätze der Armut, die sie zusammenschnürte, um sie dem Kinde aufzubewahren. Den besten Schatz aber trug sie in dem treuen Mutterherzen, und was sie aus ihrem frommen Sinne dem Knaben mitgab ins Leben, das war ein köstliches Gut, ein reicherer Schatz als alle Juwelen eines reichen Patrizierhauses.

Noch am Ende seiner Laufbahn, als Greis, sprach Hebel von seiner Mutter: „der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt, an Gott glauben, auf Gott vertrauen; an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbteil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren."

O Mutterliebe und Vatersorge, was kommt euch gleich! Keine Liebe ist wie diese so stark und selbstlos! Ihr jungen Freunde, die ihr dieses lest, wahret euch wohl das Wort der Schrift: „Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser!" Verdient euch diesen Segen, und sorget, daß dereinst, wenn euer Haus gebaut, auch eurem Segen die Kraft werde, die Häuser aufbaut und Geschlechter gründet.

Die Häuser aber, welchen der Segen gilt, den die Verheißung verspricht, sie sind nicht von Gebälk und Mörtel zusammengefügt, nicht der Verwitterung und Vernichtung preisgegeben; sie sind von festerem Bau, weit die Jahrhunderte überdauernd.

Das Recht zu segnen aber will ebenso gut verdient sein, als das, den Segen zu empfangen. Die Eltern Johann Peters waren von dieser Art, die segnen konnten. In das Iselinsche Haus ging die Witwe mit dem Knaben wieder zurück als eine treue Magd. „Bleibe bei uns", sprach der Major, „ich will deinem Büblein ein Vater sein", und die Frau Iselin meinte, „was willst du wieder in den Schwarzwald hinein, Ursula? Verkauf' dein Häuslein und bleib' Sommer wie Winter bei uns." Die Witwe aber schüttelte den Kopf, „ich dank' Euch, lieber Herr und liebe Frau, ihr meinet's gar gut, und wenn ich auch die Sehnsucht nach der Heimat bannen wollt', so dürft' es doch des Bübleins wegen nicht sein. Eines vaterlosen Kindes Lippen sollen die Gebete an des Vaters Grab nicht so bald verlernen. Wir wollen es halten wie zuvor, im Winter zu Hausen, im Sommer zu Basel."

„Aber die Schule?" fragte der Major. — „Lieber Herr, ich denk', in der lutherischen Schule zu Schopfheim lehren sie den gleichen Gott, wie in der reformierten Münsterschule zu Basel", lächelte sanft die Witwe.

Der Rhein bei Basel.

Die Knabenjahre.

So blieb es denn beim alten, und die einzige Veränderung that sich im Grunde nur in der kleinen Person unsres Johann Peter kund. Der wuchs und gedieh in Wind und Sonnenschein wie der Apfel am Baume. Daß er barfüßig durch die Welt lief, machte ihm, dem Hanspeter, nicht viel Kummer und hinderte ihn wenig am Springen und Laufen, ja manchesmal auch nicht am Erklettern fremder Obstbäume. Denn klettern mußte der Hanspeter, und einen eignen Baum hatte seine Mutter nicht, also konnten es nur fremde Bäume sein. Daß diese Bäume aber zeitweilig Nüsse und Äpfel trugen, war weniger die Schuld des Hanspeter als der Bäume.

Er war auch noch sonst ein mutwilliger Bursche, der kleine Hebel, und nicht alles war lobenswert, was er vollführte. Aber groß war das Verbrechen auch nicht, als er dem Feldschützen aus sicherer Weite eine Nase drehte, und den Lehrer, den wackern Andreas Grether, welcher der Schule zu Hausen vorstand, abkonterfeite mit ungebührlich langer Nase. Die Nase des braven Herrn war etwas lang, dafür aber auch die Schläge, die er erntete, nicht unverdient.

Den jugendlichen Übermut des Knaben bemühte sich die fromme Mutter, nach Möglichkeit zu dämpfen. Es betrübte sie aus ganzer Seele, wenn sich ihr Bub' zu viel herausnahm; denn sie war und blieb ihr lebenlang eine demütige Seele und anerkannte willig und ohne Neid die Unterschiede des Rangs und des Glücks. „Peter, lang' 's Chäppli abe, 's chummt e Herre!" mahnte sie den Sohn auf ihren Gängen, wenn ihnen „ein Herr" entgegenkam, will heißen, ein Städter, ein Geistlicher oder ein Studierter. Und der frische Knabe zog das Käpplein, wenn er, was zwar selten der Fall war, eins aufhatte; sonst aber zupfte er, um doch den Pflichten der Höflichkeit zu genügen, bereitwillig an einer der blonden, krausen Locken, die ihm in die Stirn hingen, und sah zu dem Fremden empor mit einem so schalkhaft und wohlgemut lachenden Blicke seiner blauen Augen, daß der Vorübergehende meinte, es könne ihm schönerer Gruß nicht werden als der des Buben, der barfuß im Staube der Landstraße stand neben der sanft und bescheiden blickenden Frau, die so herzinnig ihr „Gott wilche (Gott willkomm'), Herre!" sprach.

Des Winters zu Hausen, des Sommers zu Basel — so ging es ein paar Jahre lang. Auf dem Münsterplatze unter den Buben im Kamisol war keiner so lustig und unschuldiger Schalksstreiche voll als der kleine Schwarzwälder. Auf der Basler Brücke stand er und wunderte sich, was es gar viel vornehme Leute auf der Welt gäbe, Herren und Jungfern; er dachte, wer wohl vornehmer sein möchte, der Pfarrer zu Schopfheim oder ein Basler Kaufherr. Dann stand er wieder auf der Pfalz und sah hinaus hellen Sinns und hellen Auges auf den Wechsel von Berg und Thal, Land und Wasser, überall vor der Basler Pfalz. — — Und nachher faßte ihn wohl die Sehnsucht ins Freie, und er sprang hinaus zur grünen Schanze bis nach Sankt Johann — da freute er sich des Glanzes der Sonne, hörte den Vogel singen, sprang nach Sommervögeln und Blumen und ließ in das junge weit offene Herz all den Sommer und Sonnenglanz hineinziehen, daß drinnen ein ewiger Frühling aufblühte. — Von dem Sonnenglanze, von dem Frühlingsdufte nahm er ein gut Teil mit in die Schulstube. Keines von den Herrenkindern lernte dort so fröhlich und frisch als der arme Hanspeter aus Hausen.

Das waren schöne Tage zu Basel. Die stattliche Wohlhäbigkeit des reichen Hauses that dem armen Knaben gar gut; aber es gefiel ihm nicht minder, wenn er im Winter Holz sammeln ging in den Wald, wenn die Bäume knackten und krachten unter der Last des Schnees, wenn der Boden fest gefroren und der Schnee auf den Holzschleifen so glatt war, daß man Schlitten fahren konnte ohne Schlitten.

Das Reisigbündel über die Schulter gehängt und dann platt sich auf den Schnee gesetzt, hei! wie ging's da die Berglehne hinunter, sausend und lustig mit Gejodel und Geschrei, unter allen Buben — halloh! Hebels Hanspeter als erster voran.

„Bub', was soll nur aus dir noch werden?" klagte die bekümmerte Mutter, kopfschüttelnd den erhitzten Hanspeter musternd.

„Ein Pfarrer!" entgegnete keck der Peter.

„Wer hat dir nur so hohe Gedanken in den Kopf gesetzt?" fragte die Witwe mit gefalteten Händen.

„Weißt, Mutter, hat man erst angefangen zu klettern, so ist's ein Thun, man steigt gleich auf den Gipfel", tröstete der Peter.

Einstweilen aber hatte es bis zum Pfarrer noch gute Weile, und der Knabe unterstützte die Mutter, so viel er konnte, in ihrem geringen Erwerbe. Er zerschlug Steine als Pochjunge für den Schmelzofen zu Hausen; die paar Kreuzer, die er verdiente, freuten ihn, aber noch mehr ergötzte es ihn, den glühenden Strom des Eisens aus dem Hochofen hervorquellen, die Masseln in den gezogenen Gruben erstarren zu sehen, oder wenn einer oder der andre der Schmelzer einen Löffel voll des flüssigen Metalles schöpfte und in nassen Sand goß, wie dann die Sprühsterne zischend umherflogen und aus dem nassen Sande ein feingeästetes Eisenbäumlein wühlten.

Ja, es gab manche Kurzweil am Schmelzofen und im winterlichen Walde, aber auch manchen Bissen harten, trocknen Brotes und manchen harten, schwer verdaulichen Brocken lateinischer Gelehrsamkeit in der Schule zu Schopfheim; beides aber bewältigte der Knabe unverdrossen mit guten Zähnen und gutem Willen. — So war wieder einmal ein Basler Sommer gekommen, just da Hanspeter sein zwölftes Jahr erreicht hatte. Da ward die gute Mutter krank im Hause ihrer Dienstherrschaft. Liebreich pflegte Frau Iselin die treue Magd, aber die Sehnsucht nach der Heimat ließ die Witwe in Basel nicht rasten. „Gott lohn' Euch, Frau", sprach sie, „und sollten wir uns nimmer sehen, laßt Euch mein Bübel empfohlen sein; er will ein Pfarrer werden, und wenn so vermessene Wünsche nit sündlich sind, so wollt' ich, es würd' so, und Ihr wäret ihm behilflich." — Das versprach die Frau Iselin, indem sie dringend mahnte: „Sei getrost, Ursula, und bleib' hier!"

„Ich bin lang' von dem Jakob fern gewesen", erwiderte die Witwe, „Gott schütz' Euch, Frau! Seht, da kommt schon 's Klostermeiers Friedli von Hausen mit seinem Wagen, mich abzuholen. Gott behüt' Euer Haus, wir haben manchen guten Tag drinnen gehabt."

Der Tod der Mutter Ursula.

Mühsam hob man die kranke Frau auf den Wagen, von Kissen und Betten unterstützt. Dem Peter that es leid, daß die Mutter so elend war, aber es freute ihn eben doch wieder, daß er fahren durfte mit des Klostermeiers Gäulen. Das Fahren war ja noch nicht sehr oft an ihn gekommen, mit Ausnahme des Schlittenfahrens von der Berglehne herab. Und weshalb sollte er sich auch nicht freuen? Welch schönen Trab hielten doch des Meiers Gäule! Wie schallte das dröhnend auf der Basler Brücke! Und welche lustigen Weisen wußte der Friedli zu pfeifen! Und ein Vogel flog dem Wagen voran, immer von einem Baum auf den andern und pfiff mit — — „der Hanspeter kommt gefahren gen Hausen wie ein Herr!“ —

Da aber stieß plötzlich der Wagen an einen Stein, und die kranke Frau seufzte: „Peter!“ — Vergessen war da mit einemmale die lustige Fahrt und des Friedlis fröhliche Weisen; er sah nur in das bleiche Gesicht und küßte den blassen Mund, „Mutter, lieb' Mutter, was hast? was ist dir?“

„Gott sei bei dir!“ hauchte noch mühsam die Frau, „lieber Sohn, ich sterbe.“

„Wartet noch ein Weilchen, Hebelin“, rief der Friedli, welchem es bei diesen Worten eiskalt ward, „wartet nur noch bis auf Steinen, sterbt nur nicht hier auf der Landstraße!“

Aber so wohlgemeint dieser verzweifelnde Ausruf des Knechtes auch war, die Witwe konnte ihm nicht Folge leisten, der Tod hatte ihre bleichen Lippen geküßt, sie konnte nicht mehr warten bis auf Steinen .... sie starb auf der Landstraße.

Schluchzend und jammernd warf sich der nun völlig verwaiste Knabe über die Leiche der Mutter; vom Felde herbeigeeilte Bäuerinnen bedeckten sie mit ihren Grastüchern, der Vogel, der dem Wagen vorangeflogen war, er stieg singend empor in die blaue Höh', der Peter sah ihm nach, es war ihm, als flöge mit diesem die Seele der Mutter gen Himmel. „Mutterle!“ rief er, „du sollst gern auf mich herabsehen!“

Ohne Sang und Klang fuhr der Wagen jetzt hin, auf welchem die tote Frau lag; dem Peter rannen bittere Thränen über die runden Backen, und der Friedli verzog das Gesicht und wischte sich öfter mit der umgekehrten Handfläche über die Augen, weit öfter als der staubige Weg es erforderte, obschon er öfters, halb zu sich, halb zu Peter und den Pferden gewendet, tröstend sagte: „'s ist nichts als Staub!“

Karlsruhe.

Die Lehrjahre.

So wie das Leben des Knaben sich äußerlich anders gestaltete nach dem Tode der Mutter, so gestaltete es sich auch anders nach innen. Der Ernst des Todes war an ihn herangetreten, mitten im Jubel der Frühlingswelt, unter Knospen und Blüten, hatte er den kalten Eiseshauch des Winters gespürt.

„Es ist alles nur Staub!“ hatte der Friedli gesagt. Diese Mahnung an das Flüchtige und Verschwindende unsres Erdendaseins war an Johann Peter Hebel nicht spurlos vorübergegangen, aber es hatte ihn nicht gebeugt und gedrückt. „Wohlan, ich will die Zeit nützen, die mir gegeben ist“, dachte der Knabe, und er hielt Wort.

Sein aufgewecktes Wesen, der rege Lerneifer, welchen er bekundete, zog Lehrer und Mitschüler gleich sehr an. Er wuchs und gedieh körperlich kräftig, und wie hinter dem fröhlichen Wachstume des Leibes die Kleidung

zurückgeblieben, so ward am Ende das Maß des Wissens, das in der Schopfheimer lateinischen Schule gelehrt ward, seinem geistigen Wachstum überall zu eng und zu kurz.

„Du solltest auf ein Gymnasium", meinten die Lehrer, „es wäre ewig schade für dich, wenn du jetzt einhalten müßtest."

„Ich will's auch nicht", sagte der Peter, „wohin ratet ihr mir?"

„Nach Karlsruhe."

„Wohl", sagte der Peter, „dann geht mein Weg nach Karlsruhe über Basel." — — Und er machte sich eines schönen Morgens auf nach der alten Grenzstadt der Schweiz.

Die Frau Iselin saß in der braungetäfelten Erkerstube des Geschlechterhauses und sah trüben Blickes auf die Bilder, die den Wänden entlang hingen. Das waren alles Bilder von Gestorbenen; dort das Bild ihres einzigen, früh entschlafenen Kindes, dort Bruder und Schwester, und als jüngstes in der Reihe, das des nun auch heimgegangenen Gatten. Mit schwarzem Flor umhüllt hingen darüber der Degen, die Schärpe und die Epauletten des Schweizer Majors, der in Corsica und in Flandern gefochten — sie dachte jener Zeiten, die zwar nicht sorgenlos, aber doch auch reich bewegt gewesen, und es waren viel schöne, stolze Tage, die sie darunter zählte.

Jetzt schien ihr alles öde und unheimlich; einsam saß sie in der Familienstube ihres ausgestorbenen Geschlechts und fragte sich im bekümmerten, traurigen Herzen, „wer wird meiner gedenken, wann auch ich geschieden sein werde — ich, die einsame, verlassene Frau?" Und im zaghaften Trotze, wie er die Einsamen überkommt, fragte sie hadernd: „Warum muß ich noch leben? Um wessen willen, da niemand mehr meiner begehrt?"

Wie sie nun so dasaß, trauernden und zagenden Herzens, arm an Liebe und Freude, die ehemals so reiche Frau Iselin, da that sich die Thür der Stube auf, ein Sonnenstrahl fiel vom Hofe her in das dämmerige Gemach und ließ den Degen des Majors erglänzen unter dem Trauerflor und die verblichenen Farben der Schärpe leuchten.

„Kennt Ihr mich noch, Frau?" fragte der Peter, denn er war es, der dem eindringenden Sonnenstrahle die Thür geöffnet nach der Frau Iselin Stube.

Sie kannte ihn noch, und das bleiche Gesicht unter der Witwenhaube färbte sich mit freudiger Röte; da war einer, der ihrer bedurfte, einer, dem ihr Leben und ihre Mittel nützen konnten.

„Reich an Geld und Gut bin ich nicht", sagte die Frau, „denn nach

des Mannes Tode fielen die Güter an ferne Verwandte, aber solange ich den Witwensitz hier habe, sollst du immer eine Stube finden in dem Hause, wo du geboren bist, und wie weit meine Mittel auslangen, will ich dir den Weg durchs Leben bahnen helfen."

„Frau!" rief Johann Peter, „meine leibliche Mutter schläft unterm Rasen zu Hausen im Schwarzwalde, ich hab' keine mehr gefunden — so wollet denn Ihr meine geistige Mutter werden, ich will Euch auch, so Gott will, ein braver, geistlicher Sohn sein."

Die Frau Iselin lächelte. „Gott geb' dir seinen Segen", sprach sie, „aber Peter, bist du nicht zu mutwilligen, zu ausgelassenen Sinnes für einen Geistlichen?"

„Wisset, Frau", meinte Johann Peter, „wenn unser Herrgott nur an Bußgesängen und Trauerliedern seine Lust hätt', dann hätt' er wohl Lerche und Fink' andre Weisen gelehrt, und er muß selber meinen, rot und blau stünd' besser als schwarz, sonst hätt' er die Blumen nicht so farbig gemalt."

— — — — — — — — — — — — — — —

Was die Frau Iselin versprochen, das hielt sie getreulich. Durch ihre und andrer gutherzigen Freunde Werkthätigkeit ward es ermöglicht, daß der Sohn der armen Leute, der Waisenknabe, das Gymnasium illustre in Karlsruhe und, nachdem er dieses absolviert, als kaum achtzehnjähriger Jüngling am 8. Mai 1778 auch die Friedrich-Alexander-Universität zu Erlangen beziehen konnte.

Hebel war ein heiteres junges Blut, und als ein lustiger Gesell ließ er sich so recht forttragen auf den öfters aufschäumenden Wellen des Universitäts- und Jugendlebens. Dank seiner so glücklich angelegten Natur, verstand es Hebel, so recht von Herzen froh zu sein, ohne in Roheit zu genießen, ohne in Schlemmerei und Üppigkeit zu verfallen. Der heitere Lebensmut, der urkräftige Humor des pfälzischen Vaters zeigten sich, gepaart mit dem frommen Ernste der alemannischen Mutter, in schönster Verbindung.

Aber unter der Jugendlust, unter dem Studium des Wissenswerten und dem Genusse dessen, was ihm sonst die beiden Universitätsjahre boten, ging in ihm die Liebe zur Natur, die Sehnsucht nach der Heimat nicht unter.

Hin — nach den Bergen des Schwarzwalds, nach den Wiesenthälern der Heimat zog es ihn unwiderstehlich.

Auf die Höhen der einsamen Bergkuppen, in die Schauer der Felsenschluchten, in die schwärzliche Tiefe der Bergseen haben die Apostel des Schwarzwaldes, der heilige Columban, die heiligen Fridolin, Pirmin und

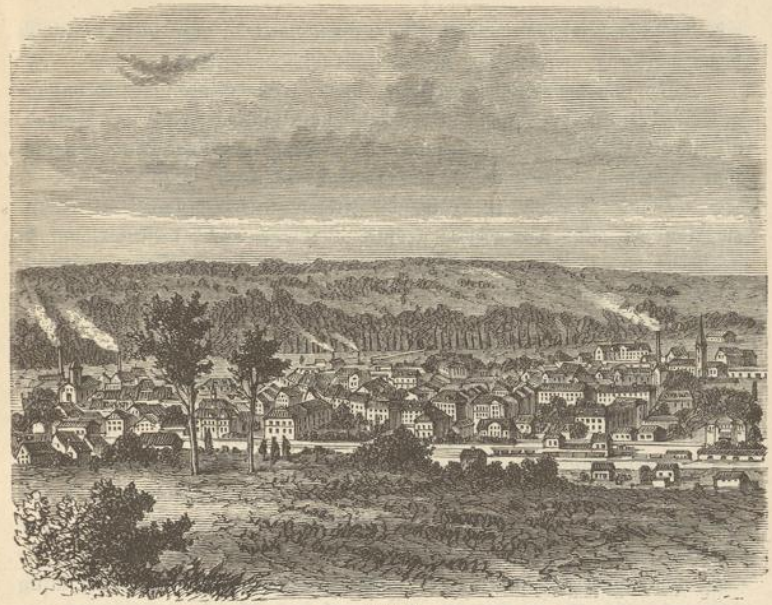
Landolin, die alten Gottheiten der Alemannen gebannt, aber sie haben sie nicht ganz vernichten können. In mancher Art und Gestalt kehren sie wieder, treten sie immer wieder zum Vorschein auf den Stätten der frühern Verehrung; bald ist's der Geist vom Feldberg, der in früher Morgenstunde die goldene Sense dengelt und Gras mäht für Sankt Friedlis Kühlein, mit denen der Heilige einst trocknen Fußes durch den Rhein gefahren nach Säckingen, oder für des Christkindes Eselin — oder es sind die Seejungfern, die mit blauen Blumen im nassen Haar und feuchten Rocksaume unter die Tänzer sich mischen, oder die kleinen grauen Männlein, die so schaffig sind und so hilfreich — all die guten Geister des Heimatlandes, sie schienen lockend dem Sohne ihrer Berge zu winken — — da ließ es den Studenten nimmer zu Erlangen und er brach auf nach der Heimat.

Damals, man schrieb ja erst 1780, sah manches noch ganz anders aus im deutschen Lande. Die neue Zeit war noch nicht der alten Sitten und Unsitten mächtig geworden, über manches in Recht und Gesetz waltete dunkles Überkommnis aus finsterer, harter Zeit des Mittelalters. Vornehmlich hatte das Volk Israel noch zu seufzen unter schlimmer alter Rechtsgewohnheit. Die neue Zeit, die sich in Schrift und Gedanken der Besten der Nation schon lebendig zeigte, das Morgenrot eines hellen Tages, es war für das auserwählte Volk Gottes noch nicht angebrochen.

Unter der Form von Passierschein, Leibzoll und derartigem Gepresse wurde am Thore fast einer jeden Stadt, an jeder Grenze dem wandernden Juden eine Abgabe abgezwungen, meist mit einer Roheit in Worten und Handlungen, welche die Abgabe doppelt schimpflich und drückend erscheinen ließ.

Mochte es der etwas vernachlässigte Anzug, oder das Bündel mit seinen Effekten sein, welches in Gestalt eines Zwerchsackes Hebel über den Rücken hing, seine niedergetretenen, von der Wanderung stark mitgenommenen Schuhe, vielleicht auch nur die allerdings etwas schäbig aussehende Kappe, was den Thorschreiber in dem Ansbachschen Grenzorte Seegringen veranlaßte, den heimkehrenden Studenten der Gottesgelahrtheit und des Lehramts für einen hausierenden Juden zu halten, genug, er forderte dem Wandersmann den Judenzoll ab. — Ruhig erlegte der keineswegs reich ausgestattete Bruder Studio den schmählichen Zoll; aber er rächte sich dafür später in seiner heiteren Weise dadurch, daß er viele der erzählten ergötzlichen und lächerlichen Szenen nach Seegringen verlegte.

Zu Fuße wohlgemut weiter wandernd, von Erlangen bis in den Schwarzwald, langte Hebel erfrischt in der Heimat an.



Lörrach.

Die Jahre der Dichtung.

Nachdem Hebel zwei Jahre lang in dem kleinen stillen Orte Hertingen dem Unterrichtgeben und weiteren Studieren obgelegen, erhielt er im Jahre 1782 am Pädagogium zu Lörrach die Stelle eines Präzeptorats-Vikars, welche außer dem volltönenden Titel nur den kleinen Gehalt von 350 Gulden abwarf.

Für Hebel aber war dies damals viel.

Reich sein ist eine eigentümliche Schickung; wie sehr auch Geld und Gut von der Mehrzahl der Menschen begehrt ist, so wird der Reichtum doch von den wenigsten richtig angewendet. Wenn wir gemäß dem bekannten Spruche: „Reich ist, wer wenig bedarf", Hebels Verhältnisse betrachten, dann war er, der junge Lehrer, der reichsten einer. Wenig bedurfte er von jenen Dingen, welche den meisten Quelle und Ursache des Genusses dünken. In Speise und Trank, Kleidung und Wohnung nahm er heitern Sinnes

mit dem Bescheidensten und Notwendigsten vorlieb, aber viel, unendlich viel bedurfte er an Genüssen des Herzens und der Seele.

Was ihm die Heimat, an die er in der Fremde mit soviel Sehnsucht gedacht, bot, all ihre Schönheit der Landschaft und der Frische des Klimas, all das Kräftigende, Herzstärkende, was im Umgange seiner Landsleute sich ihm erschloß, das genoß er offenen Herzens.

Hinaus ins Freie, in Wald und Feld, wenn die Stunden des Amtes es erlaubten, dies war Hebels größtes Verlangen, und diesem Hange zu genügen, wehrte ihm kein ängstliches Bedenken, keine Rücksicht auf Wind und Wetter, auf Gesundheit und Kleidung. Denn Kleidung und Gesundheit hielten manches aus, sie waren dauerhaften Stoffes.

So war wieder einmal ein so lieblicher Mai über die Welt gekommen, so schön, als jener es gewesen, in dessen Glänzen Jakob Hebel und seine Ursula gen Basel zogen und der Storch ihnen nach über den Rhein. Im Schmucke der blühenden Obstbäume lagen die Dörfer und Weiler, der Sonnenschein blitzte von den taubesprengten Wiesen und aus den Wäldern stiegen die Frühnebel wie duftiges Gewölk empor, im lichten Blau des Frühlingshimmels zerfließend. Aus dem katholischen Waldkirchlein läutete die Glocke zur Frühmesse, denn es war Sonntag Jubilate. — Vom Feldberg schlängelte sich in raschem Laufe die Wiese herab und trug lustig schwatzend ihre kleinen Kräuselwellen durch das Thal dem Rheine zu.

Durch die Lörracher Matte, Thumringen zu, schritten zwei Wanderer. Als der verbleichende Morgenstern noch am Himmel stand, waren sie von Lörrach aufgebrochen; jetzt aber, als die Sonne mit ihrem roten Strahlenkranze hinter den Bergen hervortrat, verbarg sich vor dem Glanze der schönen Mutter der matt blinkende Stern im Himmelsblau.

Die beiden im ruhigen Gespräche durch den Morgen hin schreitenden Männer waren ein junger Pfarrer aus der Umgegend und der Vikar Hebel vom Lörracher Pädagogium.

Vor ihnen lagen, in dunklen Linien vom Horizont sich abzeichnend, die Ruinen des Röttelner Schlosses.

„In den getäfelten Stuben, mit goldenen Leisten geziert, hatten sonst Fürsten gewohnt und schöne fürstliche Frauen, Herren und Herrengesinde, und laute Freude und Lust weilte dort zu Rötteln. Jetzt dagegen ist alles still. Seit undenklichen Zeiten leuchtet kein Licht mehr in den öden Stuben, kein brodelndes Feuer flackert mehr auf seinem versunkenen Herde, kein Krug wandert mehr zum Keller, kein Eimer sinkt mehr nieder zum Brunnen.

Wilde Tauben nisten dort oben auf moosigen Bäumen — — 's ist eben alles nur Staub", sprach der jüngere Wanderer und deutete auf die Mauern von Rötteln, „so hat des Klostermeiers Friedli zu mir gesagt und zu sich auf der Straße zwischen Brombach und Steinen, als wir dahin fuhren mit dem Leichnam meiner Mutter, und so oft ich jetzt vorbei geh' an dem Röttelner Schloß, muß ich d'ran denken. Dann kommt mir's zu Sinn, wie's sein mag, so etwa ein sechs- bis achthundert Jahr nach uns, meinetwegen auch ein Jahrtausend oder zwei. Ob dann nicht auch ihrer zwei durch den Morgenschein gehen, wie wir, und der eine spräche zu seinem Kameraden: Schau, dort ist dermaleinst Basel gestanden! Jener Turm dort ist die Sankt Peterskirche gewesen, jetzt ist die alte Herrlichkeit dahin, auch er zerfallen, 's ist schad' d'rum! Wir zwei aber gingen selband auf der Milchstraße spazieren im silbern dämm'rigen Sternenlicht, schauten herab und sprächen: dort unten hab' ich auch 'mal gewohnt und Stiere eingespannt, Holz gen Basel geführt und gepredigt zu Kandern; weiterhin Latein geradebrecht zu Lörrach und Lichtspän' geschnitzt und mein Pfeiflein geraucht bis zu meinem seligen Ende, doch möcht' ich jetzt nimmer hinunter."

Der Ältere verzog den Mund zu leichtem Lächeln. „Du hast absonderliche Phantasien, Freund Hebel", sprach er. „Mir kommen bei dem Anblicke einer solchen Burg andre Gedanken und andre Wünsche. Das war ein herrliches Geschlecht, das vormals dort gehaust, ein andres wie das, welches heute hier herumkraucht, mühselig von Scholle zu Scholle. Da sieh' vor uns Thumringen, und denk' dich zurück in die stolze Zeit der Alemannen, da dies kleine unbedeutende Örtlein der Sitz des alemannischen Fürsten und Helden Vadomar gewesen. Ruf' dir die Zeit zurück ins Gedächtnis, da Guodomar und Vadomar mit ihren Scharen kriegesfreudig hineinritten ins Land Gallien."

„Zur bösen Stunde", schaltete Hebel ein.

„Und wenn auch!" rief sein Begleiter begeistert. „Aus dieser Niederlage in der Schlacht bei Hausbergen weht ein großer Geist uns an. Denk' an die Unüberwindlichkeit des alemannischen Stammes, neunmal der größern Macht der römischen Legionen, der ausgebildeten Taktik unterlegen, blieben sie das zehnte Mal unüberwundene Sieger. Denk' dir nun, daß solche Scharen dieses prächtige Thal durchzögen, daß deren Schlachtgesänge von Berg zu Berg dröhnten, daß blonde Frauen mit Kränzen von Eichenlaub im wehenden Haar, den Speer in der Rechten, den Siegern entgegenjubelten, weitere Ehren verkündigend — das ist Poesie!"

Hebel schüttelte den Kopf, ein sarkastisches Lächeln spielte um seinen Mund. „Weißt, Vetter Vogt“, sagte er, „die Wiese gefällt mir weit besser, wenn sie lustig über das Mühlrad springt und im Buchenwald hintanzt, als wenn ihr Bett überströmen sollt' von Menschenblut, das darein geflossen. Dann — allen Respekt vor den wilden Alemannen und Alemanninnen von damals — aber die Zahmen von heut' gefallen mir doch besser. Schau' dort den Alemannen in roter Weste mit silbernen Thalerknöpfen, ist's nicht der Hans Jörg von Hausen? und die Alemannin neben ihm mit dem sauber geflochtenen flächsenen Haar, d'raus das schwarze seidene Zopfband herabfällt bis zum tiefen Rocksaum, mit dem Käpplein von wasserblauem Damast, voll goldengestickter Blumen, mit dem flatternden Mailänder Halstuch und den hellen weißen Strümpfen mit roten Zwickeln in den saubern Schuhen — ist's nicht ein Anblick, daß einem das Herz lacht? Sieh, wie das Vreneli sittsam die Hände faltet über dem schwarzen Gesangbuch, d'rauf das Taschentuch liegt und der grüne Rosmarinstengel! Steht's ihr nicht besser zuhanden als ein Speer? und kleidet sie die lustige, mächtige Schleife nicht ebenso gut als ein Kranz von Eichenlaub?“

Der junge Pfarrherr schüttelte unwillig den Kopf. „Mensch!“ rief er, „wie kann man so aller Poesie bar sein!“

„Halt ein, Vetter Vogt, nicht so hurtig!“ rief Hebel, „das, was ich sage, ist lauter Poesie.“

Der Pfarrherr blieb stehen. „Ich begreife dich nicht“, sprach er, „du, sonst so ein Kenner und Verehrer der klassischen Welt und auf deren Höhen wandelnd! Mit einem Satze und unvorbereitet springst du hinein in die platte Gewöhnlichkeit, mißbrauchst den heiligen Namen der Poesie, weil dir eben gerade ein Bauer in roter Weste entgegenkommt und ein täppisches Landmädchen, das die Hände über dem Rosmarinstengel kreuzt.“

„Meinst du?“ erwiderte Hebel ernst, „meinst du wirklich, meine Rede sei thöricht? Armer Schönheitssucher, der du dich auf die Zehen stellst, um weit in der Ferne nach einem Lichtstreifen zu spähen, während um dich eine ganze Welt von üppiger Schönheit lebt und nur des Auges wartet, das auf sie fallen soll.“

„Ja, die Natur ist schön — Wald, Feld und Sonnenschein“, sprach kühl der junge Pfarrer, „aber das darin lebende Geschlecht ...“

„Ist gerade so schön!“ rief Hebel eifrig, „und vielleicht oder sogar wahrscheinlich weit anregender zu poetischer Gestaltung, als die wüsten Gestalten der Raubritter und Wegelagerer, als die wilden Horden der alten

Alemannen. Wir haben uns zu sehr gewöhnt, das Schöne und Erhabene nur in der Ferne der Zeit und des Raumes zu suchen; wir bemühen uns, Rosen zu pflücken in Jericho und gehen kalt und gleichgültig vorüber an den Blumen unsrer Fluren. Wollen wir aber nicht im gleißenden Schimmer unsrer Einbildungskraft das Gewonnene betrachten, so müssen wir eingestehen, daß die heißersehnte Jerichorose ein dürres, farbloses Ding ist, das keinen Vergleich aushält mit unsern Maienblumen, ja selbst nicht mit dem Gänseblümchen auf unsern Wiesen."

Der Freund zuckte mitleidig die Achseln. „Nun, so liefere einmal eine Probe, einen Vorgeschmack deiner ländlichen Dichterart", sagte er nicht ohne Spott.

„Greif' nur hinein in diese Welt voller Poesie", lachte Hebel, „überall winkt dir ein Füllhorn von Mannigfaltigkeit, daraus kannst du dir holen Lustiges und Heiteres, 's ist von allen Sorten d'rinnen. Da schau' nur, dort über dem Hag, siehst du, wie das Mägdlein so sinnend dasteht und die Beete betrachtet? Ei, wie duften Gelbveigelein und Rosmarin so lieblich, die sind frisch begossen!"

„Grüß dich Gott, Mägdlein, was sinnest du?" rief er dem Mädchen über den Gartenhag zu. Das Mädchen schrak zusammen, aber ihn erkennend, rief sie herüber: „Ihr seid's, Herr Diakonus, Gottwilche, jetzt kenn' ich Euch jo, da steh' ich und sinn' — wer spritzt mir alle Tag' mein Rosmarein, es kann doch nit der Tau vom Himmel sein — sonst hätt' der Mangold auch sein Sach' — wer spritzt mir nur mein Rosmarein?"

Hinter dem Schlehbusch zur Seite des Hages rauschte es wie Tritte im Laube; Hebel sah hinüber und bemerkte einen jungen Burschen mit blondem Ringelhaar, der sich zu verstecken bemühte; hell glänzte die Sonne in den feuchten Tropfen, die ihm noch am Gewande hingen.

„Schau, Kätterli, ich denk', das find't sich schon", lachte Hebel, „und der Dank für den, der dir die Blumen begossen in dämmernder Frühe."

„Wen meinet Ihr?" fragte das Mädchen mit dunkelrot gefärbten Wangen.

„Was weiß ich", lachte Hebel. „Vielleicht ist's der Denglegeist vom Feldberg, oder die Jungfern aus dem See; man meint zwar, es kämen schon lang' keine mehr, aber 's kann nit sein. Sonst sind sie in der stillen Mitternacht, wann niemand wachte als die Stern' am Himmel, auf die Felder gewandelt aus dem See und haben den frommen Leuten im Gartenland geschafft, was meinst, Kätterli, wird's so eine Jungfer sein? Guten

Morgen, Meidli, sinn' nach und schau' dich um, wer dir dein Rosmarein gespritzt!"

Die Freunde schritten weiter, das Mädchen im Garten bückte sich errötend zu ihren Blumen.

„Nun, Freund Zweifler, merkst du noch nichts?" fragte Hebel. „Ist dir das Bauernmädchen so gar prosaisch erschienen und der Nachbarssohn, der ihr die Blumen begossen und hinter der Hecke das Staunen der Überraschten belauscht? — — Sieh, Vetter Vogt, die Poesie ist ein gar sonderbar Weibsding, sie zeigt sich nur dem, der offenen Auges sie auch sehen und erkennen will in den mancherlei Verkleidungen, die sie anlegt. Sie trägt auch nicht alle Tage ein Purpurkleid und einen Goldhelm auf den Locken, manchmal ist's eben nur ein schlichter Bauernhut und der Leinwandrock der Dirne, aber doch ist sie immer die gleiche, die hohe, allbeglückende Göttin."

„Ja, du bist der Beglückten einer", sprach der Pfarrer gerührt, „aber so gut, wie es dir geworden, wird es nur wenigen. Dir wird die Frucht des Schlehdorns mild und süß, und wenn dein Auge aufleuchtet, sind alle Schattenseiten und Roheiten des Volkes weggewischt. — Aber", fuhr er kühleren Tones fort, „mit solchen Augen kann eben nicht jeder ausschauen, besonders unsereiner nicht."

„Weißt", lächelte Hebel, „ich will dir ein Arkanum verraten, durch das du all das erlangen kannst."

„Was ist's?" fragte der Pfarrer.

„Die Liebe ist's", rief Hebel, „die volle, wahr und wahrhaftig gemeinte Liebe zu allem, was uns umgibt. — Alles, was da lebt und webt, erfüllst du mit Wohlgefallen! — Ist das nicht der beste Preis unsres Gottes, des Gottes der Liebe? — Alles erfüllst du mit Wohlgefallen! Du hast die Erde so schön bereitet, daß wir dir keinen größern Dank sagen können, als wenn wir mit innigem Wohlgefallen uns ihrer freuen. Und das Wohlgefallen, die Liebe, die wir zur Welt, zu allem uns Umgebenden hegen, sie werden uns verdoppelt zurückerstattet, gleichsam wie ein ausgeliehenes Kapital, das man mit Zins und Zinseszinsen wieder zurück empfängt."

Der Pfarrer bückte sich, brach eine kleine Blume vom Rande der Wiese und sprach: „Nun, ich will dir zugeben, daß wirklich poetischer Stoff im Leben unsres Volkes sich findet, aber nur in gewisser beschränkter Weise, so wie etwa diese immer hübsche, aber doch nur kleine und unscheinbare Blume unsre Felder schmückt, das weitere Gebiet — das romantische, bleibt verschlossen."

„Haben wir nicht auch noch Tannen außer unsern Blumen?“ fragte Hebel. „Da sieh hinauf, dort oben am Berge steht ein Haus; es wächst jetzt der Rasen auf dem verfallenen Dache, und es regnet hinein in die Stube; noch steht der Name der glücklichsten Hausleute am rußigen Balken der First, und in den Spinnstuben erzählt noch heute die Ahne, was alles jenen dort oben gelungen durch rühriges Schaffen. Freilich meint sie, es seien verborgene Gaben gewesen, die des Riedligers Tochter besessen, weil ihr alles so gut geraten ist.

„Und die Holzhauer im Wald, wann sie niedersitzen bei den gefällten Holländerstämmen, erzählen von dem Friedli, der vorzeiten, wie der große Krieg draußen Städte und Dörfer verheert, hier in den Bergen und Schlüften gehaust mit wilden Gesellen. Wie er denn nachmals doch des Statthalters Tochter geehelicht hat und selber Statthalter geworden ist zu Schopfheim, der ist's gewesen, der die große Orgel gestiftet und die Bürger zu guter Ordnung gebracht hat. Und im Winter, abends, in den dämmrigen Stuben, wie läuft's da allen eiskalt den Rücken hinab und hinunter, wenn einer erzählt von Michels teuflischem Kartenspiel und dem roten Karfunkel. — Horche nur auf, Vetter, und du findest Romantik in Hüll' und Füll', aber des Bessern noch weit mehr: tüchtiges, wackeres, klares Leben.“

„So sei ein Bahnbrecher und zeig' den Weg in diese Lande!“ rief der Pfarrer, Hebel auf die Schulter schlagend. — — — — —

Und er ward ein Bahnbrecher.

Bis jetzt war die Muse der Dichtung nur auf den Höhen gewandelt und hatte sich nur mit Vergangenheit und Vorzeit, mit Märchen und Sagen, mit Herren und Fürsten abgegeben. Ließ sie sich ja hernieder aus diesen Höhen in die gemeine alltägliche Wirklichkeit — da betrat sie wohl das Haus des Städters, den Kreis der Gelehrten, auch ließ sie sich im Vorübergehen nieder auf der Bank unterm Thore des goldenen Löwen und sah Hermann und Dorothea durch die Felder in das stattliche Haus eintreten, oder sie blickte mit Voß in das Haus des holsteinischen Landpfarrers und erzählte vom Geburtstagskuchen Luisens. Mit den Bauern aber hatte sich die Muse nicht befaßt. In die deutsche Dichtung waren zwar bereits einmal im Menuettschritt Schäfer und Schäferinnen gehüpft, aber das waren nur Scheinwesen ohne Mark und Gebein, welchen die ersten Bedingungen der Poesie, Lebenswärme und Wahrheit fehlten. Hebel war der erste, der diesen noch unbekannten Garten der Dichtkunst erschloß, in welchem seitdem so mancher einen reichen Strauß gepflückt.

Er war nicht allein der erste Dorfgeschichtenschreiber, sondern auch der erste und der vornehmsten einer, welche in der Mundart des Volkes gedichtet haben. Keiner hat die poetische Eigenart der Leute, die im Rheinwinkel bei Basel nach dem Schwarzwald hin ansässig sind, so erkannt, wie Hebel. Im Dialekte zu dichten, hatte vor ihm noch keiner unternommen — aber nach ihm?

Gegenwärtig hat fast jeder deutsche Gau seinen Volksdichter; Franken, vornehmlich Nürnberg, schätzt längst seinen Joh. Konrad Grübel; Altbayern seinen Franz v. Kobell, die Pfalz ihren August Becker, die Hessenlande ihren Georg Asmus, Niedersachsen seinen Fritz Reuter, die Elbmarken ihren Klaus Groth, Schlesien seinen Karl v. Holtei, die Steiermark ihren Joseph Misson und P. K. Rosegger u. s. w., welche im Dialekt ihres Landes Natur und Menschen vorgeführt, Leben und Lieben des Volkes besungen haben, wie Hebel dies in alemannischer Mundart gethan hatte.

Es wäre ein müßiges Thun, zu untersuchen, wer unter den Genannten nach verwandter Richtung das Beste geleistet — freuen wir uns ihrer aller, unterlassen wir aber nicht, uns zu erinnern, daß Hebel auf dem nach ihm so vielfach betretenen Gebiete der Pfadfinder war. Seine naiv-gemütvollen „Alemannischen Gedichte" berühren noch heute sympathisch alle Seiten des Herzens und haben als Beitrag zur Kenntnis des südwestdeutschen Volkscharakters, der sich schon in der Mundart ausdrückt, nichts an Wert verloren. Sie werden im Litteraturschatz der Deutschen ihre Geltung behalten, solange es in unserm Vaterlande Menschen gibt, die sich an der Fülle poetischer Naturanschauung laben, die am lebensfrischen Auftreten naturwahrer Volksgestalten Gefallen finden und an dem köstlichen Humor sich ergötzen, der unserm Hebel innewohnt und ihn befähigte, Kernmenschen zu schildern, die er aus dem wirklichen Leben heraus gefunden und in seine dichterischen Gebilde überzuführen verstand.

Hebels „Alemannische Gedichte", welche in den Jahren 1801 und 1802, zuerst ohne den Namen des Autors zu nennen, erschienen, wurden durch gewichtige Fürsprache der gebildeten Welt näher gebracht; 1803 durch Johann Georg Jacobi, damals Professor zu Freiburg im Breisgau, bald nachher durch Jean Paul, Voß und Goethe, nachmals durch Tiedge. — Und in der That, Gedichte wie „Die Wiese", „Des neuen Jahres Morgengruß", „Der Morgen-" und „Der Abendstern", „Der Wächterruf" (das Lied des Nachtwächters) und viele andre werden als Perlen der Volksdichtung gelten, solange überhaupt von deutscher Dichtung geredet wird.

Der Zundelheiner, der Zundelfrieder und der rote Dieter.
Die drei Hauptpersonen der Schnurren im rheinischen Hausfreund.

Der Hausfreund.

Was der Dichter der „Alemannischen Gedichte“ seinen Zeitgenossen galt, davon legen Jean Paul Friedrich Richter und der größte im deutschen Dichterhain, Wolfgang Goethe, in bewundernden Worten Zeugnis ab. Ersterer sagt von dem Sohne des Schwarzwaldes: „Das Abendrot einer schönen, friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die er aufsteigen läßt; poetische Blumen ersetzt er durch die Blumengöttin selber, durch die Poesie, das Schweizer Alphorn der jugendlichen Sehnsucht und Freude hat er am Munde, indes er mit der andern Hand auf das Abendglühen der Gletscher zeigt und zu beten anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken schön herabrufen.“

Weniger schwunghaft, aber eingehender und dabei nicht weniger anerkennend sprach Goethe sich über Hebel aus.

Als Goethe und Jean Paul ihre gewichtigen Namen in die Wage warfen, da mußte die Schale des Ruhmes des Vollgewürdigten steigen! Wer hätte es dem einfachen Vikar von Lörrach verübeln wollen, wenn

jetzt Selbstgefühl und eigne Schätzung in ihm mächtig gewachsen wären, genährt von dem Beifall der Besten seines Volkes?

Hunderte und aber Hunderte hätte solch ein Erfolg leicht zur Selbstvergötterung getrieben — hören wir, welchen Eindruck all die Ehren auf Hebel hervorbrachten.

Im Januar 1805 schreibt er an einen Freund: „Wo hätte ich träumen können, daß die anspruchslosen „Alemannischen Gedichte", die nun bald die dritte Auflage erleben, solche Aufmerksamkeit der Gebildeten und selbst den Beifall von Männern wie Goethe, Jean Paul, Jacobi und Voß erhalten würden! — Aber, lieber Freund, dieser Beifall hat mich zur Fortsetzung nicht aufgemuntert, sondern verzagt gemacht; ich mag ihn nicht selber wieder wegsingen. Der Geist, der damals so still über mir geschwebt, ist beschrieen und verschwunden."

Welch liebenswürdige Bescheidenheit! welche Anspruchslosigkeit bei so seltenen Gaben. — Und er hätte sich wohl auf seine Leistungen etwas zu gute thun können! — Denn man rühmte auch die Sorgfalt, mit welcher er seine „Alemannischen Gedichte" zum Drucke vorbereitet hatte; bevor er mit diesem reizenden Buche hervorgetreten war, beschäftigte er sich emsig und andauernd mit der wissenschaftlichen Untersuchung seiner heimatlichen Mundart. Die erste Ausgabe seiner Dichtungen gibt davon Kunde; sie ist mit dem Nötigsten aus der Grammatik jenes Dialektes und mit lexikographischen Worterklärungen versehen.

Und als Hebel so schrieb, wie wir eben mitteilten, war er nicht mehr der Präzeptoratsvikarius zu Lörrach, sondern Kirchenrat und einer der ersten Professoren am Gymnasium zu Karlsruhe, Hofprediger und dem edlen Großherzoge Karl Friedrich von Baden in freundlichen Beziehungen nahestehend.

Er war jetzt, kaum 45 Jahre alt, schon zu einer der höchsten kirchlichen Würden seines Heimatlandes emporgestiegen. — —

Ach! ihren Sohn als Pfarrer einer kleinen Gemeinde des Schwarzwaldes amtieren zu sehen, das war einst seiner Mutter schon als ein vermessener Gedanke erschienen! Der Bauernsohn sollte aber die Höhen seines Berufes ersteigen, er ward noch Direktor des Lyceums zu Karlsruhe, bekleidete die oberste kirchliche Stellung, die Prälatur, und saß unter den Fürsten und Standesherren in der ersten Kammer des Landtages. Wie hoch er aber auch sich aufgeschwungen, nie vergaß er die bescheidene Herkunft. — — „Wenn das meine Mutter erlebt hätte!" sagte er, als man ihm seine Ernennung zur höchsten geistlichen Würde ankündigte.

Seit dem Jahre 1807 rief Hebel seinen „Kalender mit zahlreichen Belehrungen und lustigen Erzählungen ins Leben“, und er betrat in seinem vielgelesenen „Rheinländischen Hausfreund“ auf höchst originelle, ja in epochemachender Weise ein von ihm lange Jahre mit Vorliebe gepflegtes neues Gebiet, das keiner vor ihm und keiner nach ihm weiter mit solcher Meisterschaft behandelt hat. Durch Sprache und Darstellungsweise zeigte er hier die ganze Fülle seiner unvergleichlichen Begabung zur Schilderung des Kleinlebens, in der Vorführung des einfach Schlichten in den täglichen Vorkommnissen der bürgerlichen und der niederen Gesellschaftskreise.

Hebels tiefinnerliche Empfindung ist eine so eigenartig frische, daß er nie in den Fall kommt, in seinen Schilderungen nach passenden Bildern erst mühsam suchen zu müssen, er hat sie stets bei der Hand; er ist eben kein gemachter oder erst gewordener, sondern ein geborner Dichter von Gottes Gnaden.

Selbst das Kleinste und Kleinliche weiß er anmutig zu vertiefen und poetisch zu verklären. Diese köstliche Gabe befähigt ihn, seinen poetischen, in den Rahmen landschaftlichen Reizes gefaßten Gebilden einen eigenartigen Zauber zu verleihen und stets den Grundton sowohl der Volkssage als auch der Volksweise und Sitten wahr und naturgetreu herauszufinden und zur Darstellung zu bringen, wie ihm dies in seinen zwei reizenden Volksdichtungen: „Der Karfunkel“ und „Der Statthalter in Schopfheim“ schon so prächtig gelungen war.

Durch den „Kalender des rheinländischen Hausfreundes“ ist Hebels Name weit über die Grenzen seiner engeren Heimat, in allen Gauen des deutschen Vaterlandes bekannt geworden, ja er hat seitdem den Weg über das Weltmeer nach den Gestaden der Neuen Welt gefunden. In der eingeschlagenen Richtung begann damit für unser Schrifttum, durch Pflege echt volkstümlicher Belehrung eine neue Ära: das bisher vernachlässigte Volk trat nach und nach in die Reihen der Lesewelt ein. In welchem Umfange das Volksschriftenwesen, wenn recht verstanden und gepflegt, segensreich wirken kann, ist freilich erst in den Jahrzehnten nach Hebel klarer hervorgetreten. Damals, als Hebel zu gunsten des Volkes zur Feder griff, waren nur schwache Anfänge zur Bebauung des großen, noch urbar zu machenden Gebietes unternommen worden.

Für die Gebildeten, für die an des Lebens Sonnenseite Gestellten hatte bisher der Genius Deutschlands von Jahr zu Jahr bedeutende Werke genug geschaffen — an das Volk dachte jedoch kaum irgend wer.

Die alten Volks- und Legendenbücher, das Traumbuch und der Kalender genügten seinem Bedürfnis, sie genügten eben so lange, als nichts Besseres geboten ward.

Vor allem aber stand das Lesebuch des Volkes, der Kalender, weit unter der Mittelmäßigkeit. Hochmütig sahen Gelehrte und Gebildete auf den löschpapierenen Proletarier herab. Gemeine Späße und wertlose Erzählungen füllten den der Unterhaltung gewidmeten Teil. Was niemand unternehmen mochte, die Hebung eines so tiefstehenden Zweiges der Litteratur, das griff nun Hebel mit thatkräftigem Wollen und bester Zuversicht an. Niemand war mehr berufen, hier als Reformator aufzutreten, als gerade Hebel. Kannte er doch das Volksleben nach allen Richtungen, und wie sehr er das Volk liebte und verstand, hatte er bereits dargethan. Ihm eine gesunde Geistesnahrung zuführen zu wollen, war allerdings eine schwierige Aufgabe. Denn die unteren Volksklassen waren damals noch in Unwissenheit, Gleichgültigkeit, Wahn und Aberglauben befangen. Nur ein kleiner Teil des Volkes konnte lesen, ein noch kleinerer schreiben, notdürftig schreiben. Der bildungsbedürftigen und bildungsfähigen noch immer hinlänglich großen Menge, welche lesen konnte, oder sich vorlesen lassen wollte — dieser sollte der neue Kalender ein lieber Hausfreund, ein rechtes Hausbuch werden. Hebel wußte recht wohl, daß man den Leuten auf dem Lande und den Insassen der kleinen Städte, dem niedern Volke überhaupt, die ihnen zugedachte gesunde Hausmannskost nicht in Form von vornehm duftenden Gerichten, d. h. in hochfliegenden Litteraturberichten, oder gar in feinem Almanachston vorgetragen, bieten, sondern nur in Begleitung des Aderlaßmännleins und unter Aufführung der Mondfinsternisse, der rotgedruckten Sonntage und mit dem Verzeichnis der Jahr- und Viehmärkte im Kalender.

Aus solchen Erwägungen gingen die Belehrungen des „Rheinländischen Hausfreundes“ hervor; eine Fülle lebensvoller, unübertrefflicher Erzählungen und Schwänke, die man in ihrer knappen Form, in ihrer schlichten und doch packenden Darstellungsweise immer und immer wieder gern liest, ohne sich satt zu trinken an diesem ewig frisch sprudelnden Born kristallreinen Humors und die man nicht lesen kann ohne einige Herzenserquickung — so die Stücke: „Der Schneider von Pensa“, „Einer Edelfrau schlaflose Nacht“, „Kan nit verstan“ oder die köstliche Perle im Schatzkästlein, „Der fromme Rat“.

Daraus sprechen echte Frömmigkeit, Duldung und Menschenliebe.

Johann Peter Hebel.

Liebe und Duldung, sie stehen obenan unter den christlichen Tugenden und in ihrer Ausübung war Hebel ein echter Priester der Humanität, ein Verkünder des menschenerlösenden Christentums.

Auf den „Rheinländischen Hausfreund", der überall, im Hause des wohlhabenden Bürgers wie in der Bauernhütte, willkommen geheißen und gar bald ein wirklicher Hausfreund und vielen ein heiterer Lebensbegleiter wurde, auf ihn läßt sich in vollem Maße die Verheißung Bérangers anwenden:

Er bringt die Freude in der Armen Hütte
Und schützt vor Langeweile den Palast.

Eine Auslese dieser köstlichen kleinen Erzählungen ist diesem Lebensbilde beigefügt. Eine vollständigere Sammlung veranstaltete die Cottasche Buchhandlung in Stuttgart unter dem Titel: „Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes". Das Schatzkästlein ist im weiten Umfange Deutschlands, Hohen und Niederen, lieb und wert geworden.*)

Schon als Knabe hat sich der Schreiber dieses immer und immer wieder ergötzt an den Hauptfiguren dieser echt volkstümlichen Lebensbilder, an dem unübertrefflichen Humor der beiden Schlafkameraden und der einjährigen Schildwache, an den köstlichen, so überaus gutmütig verratenen Schalksstreichen des Zundelfrieder, des Zundelheiner und des roten Dieter?

Hebels Humor aber bleibt immer das, was er sein soll; er erfreut in seiner Harmlosigkeit; nie wird er zu bitterer Ironie, zur Bosheit oder gar zum leichtfertigen Spotte; es ist immer der Hausfreund, der zu uns spricht. Was er vom Humor hält, sagt er uns in wenigen Zeilen:

Xenien sind Geschenke, dem Gastfreund traulich geboten.
Dichtet, was ihr wollt, aber nennt's, was es ist!
Sollten's Xenien sein, recht schön! Vergesset nur eins nicht:
Widmet den Gästen den Witz, nicht dem Witze den Gast.

Mit den köstlichen Gaben im „Rheinischen Hausfreund" war Hebels schriftstellerisches Wirken keineswegs abgeschlossen. Den Schulen Badens bot er im Jahre 1822 in seinen „Biblischen Geschichten" ein in vielen hunderttausend Exemplaren verbreitetes Lesebuch. Alle seine Schriften

*) Unsre beigefügten Bilder entstammen zu einem Teile der Stuttgarter Ausgabe und sind uns von der genannten Verlagsbuchhandlung zur Ausstattung dieses Büchleins bereitwilligst überlassen worden.

haben einen großen Leserkreis gefunden, freilich nicht in den Regionen der Übersättigten und Blasierten — doch für diese hat er überhaupt nicht zur Feder gegriffen — sondern nur für jene, die offenen Auges und reinen Herzens sich laben wollen an dem klaren Wasserbrünnlein, in welches des Himmels Wolken niederschauen und zu dem die Blumen sich bücken, an dem frischen erquickenden Borne gemütvoller Poesie.

Wie der Zundelfrieder und sein Bruder dem roten Dieter einen derben Streich spielen.

Und so wie er als Dichter vor uns hintritt, so frisch und anspruchslos, so heiter zufrieden, so zeigte sich Hebel auch als Mensch. Es ward nicht von ihm gefordert, daß er Staaten umbilden sollte, aber das, was von ihm gefordert ward, das gab er voll und reichlich; sein Pfund trug Zinsen. Es gab sicher zu Hebels Zeiten größere, bedeutendere Geister als er; Menschen, deren Leben in weiterem Kreise verlief, die den größten Anforderungen zu genügen vermochten; es gab jedoch nur wenige, welche so wie er, durch ihre Persönlichkeit und ihre Schriften dem Menschen in

mittlerer Lebenslage zum Vorbild dienen konnten. Und wie oft erscheinen große Männer, die große Thaten verrichtet und zu welchen die Nachwelt bewundernd aufblickt, macht- und kraftlos den kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens gegenüber! Von den meisten unsrer jungen Leser wird wohl kaum jemals gefordert werden, daß sie die Ruder des Staates führen oder Armeen befehligen, wohl aber daß sie sich zu lebenstüchtigen Menschen heranbilden, welche sich im Wechsel der Jahre bewähren. Keinen wird die Ungunst der Zeiten so leicht unbeachtet lassen, an jeden werden die Drangsale des Lebens herantreten! Sie zu überwinden, den ihnen angewiesenen Kreis zu beglücken, ihre Umgebung zu erheitern — kurz ihrer Lebensaufgabe gerecht zu werden, wird ihnen allen eher möglich sein, wenn sie sich öfter das Lebensbild eines Mannes vor die Seele führen, der nie mehr scheinen wollte, als er wirklich war, der aber eine seltene Kunst im hohen Maße zu üben verstand — die Kunst der Menschenbeglückung!

Wer die kleinen Widerwärtigkeiten besteht, der wird auch den großen entgegenzutreten wissen, und wer guten Willens sich umschaut und kräftigen Herzens die Hände regt, der wird auch an dem bewölkten Himmel noch immer einen hellen Punkt finden, den anscheinend unangenehmsten Lagen des Lebens noch immer die heitere Seite abzugewinnen wissen; das verstand Hebel vortrefflich, alles schickte sich ihm leicht. Er besaß nie Vermögen, aber er war immer reich genug, um zu geben.

Hier ein Beispiel, in wie anmutig heiterer Weise er Unannehmlichkeiten ertrug. Ein Umzug aus einer Wohnung in die andre, wie aufregend wirkt gewöhnlich solch ein unvermeidlicher Vorgang auf unsre Stimmungen. Wie ungemütlich wird eine solche Notwendigkeit betrachtet, wie verdirbt das Gefolge von Störungen uns oft viele Wochen vorher und nachher die Laune.

Hebel tröstet sich bei einer solchen Gelegenheit durch folgende Betrachtung: „So lästig das Ziehen ist, so gemütlich, angenehm, wehmütig wird es mir, wenn ich einen großen Maßstab daran lege und denke, daß wir hier alle nur Quartierträger des großen Hausvaters sind, und daß solche Aus- und Einzüge im kleinen nur Vorübungen des großen und lebhafte Erinnerungen sind, daß wir hier keine bleibende Stätte haben. — Ja ich kann mir sogar in meiner Armut darinnen wohlgefallen, daß ich nichts Niet- und Nagelfestes auf Erden habe, nur Hintersaß oder, wie sie's selbst nennen, Schutzbürger auf ihr bin und fast einem Vögelein gleiche, das sich jeden Abend auf einen andern Ast setzt."

Die Geringschätzung von Geld und Gut, dieses bescheidene Sichselbstgenügen bewies Hebel bei jeglicher Gelegenheit. Aber die Nichtachtung dessen, was so vielen Hauptlebenszweck ist, war keineswegs die Geringschätzung angebornen Leichtsinnes; denn er wußte aus seiner Jugendzeit nur zu wohl, wie schmerzlich es ist, geben, helfen wollen und nicht können.

Einfach in seinen Bedürfnissen, bei wohl geordneter Lebensweise, verursachte ihm der plötzliche Verlust seiner mehrjährigen Ersparnisse nur geringen Kummer; er beklagte weniger sich, als den Fall eines Mannes, dem er den Vermögensposten, welcher aus seinem Honorarguthaben bestand, anvertraut hatte.

Das Honorar, welches der Verlagsbuchhändler Cotta dem Volksdichter für sein „Schatzkästlein“ und die mehrfach aufgelegten „Biblischen Geschichten“ gezahlt hatte, war nämlich bei einem Bankier angelegt worden, der bald darauf Bankrott machte. Der Freund, welcher ihm die Nachricht von dem Unglücksfalle mitteilen sollte, gab sich alle Mühe, diese dem Betroffenen schonend beizubringen. Aber die Hiobspost machte auf den Prälaten gar nicht den schlimmen Eindruck, wie man angenommen hatte. Hebel nahm sie sehr gelassen entgegen. „Ich habe“, sagte er, „von dem Gelde überhaupt noch keinen Kreuzer gesehen, wie sollte ich mich über den Verlust desselben so grämen! Mich dauert nur der arme Bankier.“

Dem Gleichmute des schlichten Mannes ließ sich nur noch dessen Bescheidenheit zur Seite stellen.

Als Hebel nach seiner Ernennung zum Prälaten 1819 zum erstenmal in der ersten Ständekammer, in welche er berufen worden war, erschien, dünkte es ihm eine Zeitlang, als befinde er sich nicht am rechten, gewohnten Orte; nur schwer erlangte er seine Unbefangenheit wieder und, wiewohl ein tüchtiger Kanzelredner, scheute er sich doch, an den Debatten lebhafter sich zu beteiligen und den Hochstehenden und Vornehmen des Landes als Gleichberechtigter zur Seite zu treten. Als ein Freund darüber eines Tages seine Verwunderung aussprach, antwortete der Prälat lachend: „Ach! Sie, als reicher Leute Kind, sind schon gut daran! Sie sind von Jugend auf daran gewöhnt, mit Baronen, Generalen und Ministern umzugehen; schon als Kind nannte man Sie Herr. Zu mir aber sagte die Mutter, wenn sie den Bürgermeister oder Amtmann oder selbst einen kleinern Beamten von weitem sah, der uns je begegnete: „Peterle, zieh dein Käpple ab,

ein Herr kommt!“ Daher fehlt es mir so leicht an Dreistigkeit dreist aufzutreten und wenn ich nun gar den Prinzen, vornehmen Herren oder gar meinem Herrn, dem Markgrafen Leopold, gerade gegenübersitze ....“

In seiner selbstzufriedenen Einfachheit war er aber trotz seiner Armut ein Reicher, für sich wie für andre. Einem Bedürftigen etwas abzuschlagen vermochte er nicht. Wiewohl er als Honorar manches Tausend Gulden vereinnahmte, hinterließ er bei seinem Ableben doch nur 9000 Gulden, in die sich seine Verwandten teilten.

Aber wertvollere Gaben als Gold und Goldeswert, eine reiche Saat von Goldkörnern streute der Edle aus, und der gute Samen, der zarte Keim, den er in so manche jugendliche Herzen verpflanzt, ging in dem von ihm bestellten Ackerfeld in herrlichen Halmen und Ähren auf, und manches Pflänzlein wuchs kräftig empor zu einem Früchte und Schatten spendenden Baume.

So in seinem segensreichen Wirken, ein hochverehrter, geliebter Bürger in seinem Lande, ein verehrter, humaner Vorgesetzter, ein hochgeschätzter Lehrer der studierenden Jugend, ein treuer Freund, ein liebevoller Berater, erlebte Hebel noch in ungeschwächter Gesundheit den Anfang des Jahres 1826. Doch im Laufe desselben stellten sich allerlei Beschwerden ein, ohne jedoch den willenskräftigen Greis an der übernommenen und liebgewonnenen Ausübung seines Berufes zu hindern.

Noch im September 1826 reiste er nach Mannheim, um dort den Lycealprüfungen beizuwohnen und zugleich in dem ihm werten Familienkreise des Lyceumsdirektors, Hofrat Nüßlin, einige ruhige Tage zu verleben.

In Mannheim fühlte Hebel sich jedoch kränker, als er gestehen und zeigen wollte; auf der Heimreise nach Karlsruhe wollte er noch eine kurze Rast in dem Hause des ihm befreundeten Gartendirektors Zeyher in Schwetzingen machen, sie ward ihm zur dauernden Rast und Ruhestätte.

Am 22. September 1826 entschlief Hebel, sanft und schmerzlos. Auf dem Kirchhof zu Schwetzingen ist er gebettet, und über sein Ruhelager hin rauschen die Wipfel der Bäume des prächtigen Parks. Ihm, dem die frischen Wässer aus den Felsenquellen des Schwarzwaldes das Wiegenlied murmelten, ihm sangen in der Pfalz die springenden Wasser, die tönend zurück in das marmorne Muschelbecken sinken, das letzte Schlummerlied.

Wer von den vielen, die den sehenswerten Garten von Schwetzingen besuchen, seinen Schritt zu den majestätischen Alleen und den berühmten

Wasserkünsten desselben lenkt, der werfe auch einen Blick über die schlichte Mauer, über welche die Trauerweiden ihre Zweige hängen lassen; dort unter den Landsleuten seines Vaters, unter einfach würdigem Denkmal, welches Liebe und Verehrung ihm geweiht, schläft Johann Peter Hebel.

„Wer könnte", sagt L. Mezger, „die Hunderte zählen, denen an der Hand von Hebels lieblicher Schwarzwaldmuse das Verständnis erwacht ist für die tiefe Poesie, die im Kleinleben der Natur und Menschenwelt verborgen liegt, oder welche Anregung daran erhalten haben zu ähnlichen Empfindungen, Gedanken und Schöpfungen, oder in denen wenigstens die Empfänglichkeit erweckt worden ist, andre Dichter, die in denselben Bahnen wandeln (so einen Eichendorff, Immermann, Stifter, Stöber) und noch viele andre zu würdigen und zu verstehen?" —

Daß Hebels Name noch am Ende unsres Jahrhunderts, nachdem er vor länger als siebenzig Jahren durch seine ersten Dichtungen einen großen Kreis von Lesern entzückt hatte, in gleich hellem Glanze wie vordem erstrahlt, zeigt nicht allein, daß dieser Volksmann das besaß, was nach Goethe den wahren Dichter macht: ein von Erfindung volles Herz, sondern auch daß die Dialektdichtung überhaupt in den Augen der heutigen Welt an Reiz nichts verloren hat.

Der alemannische Volkssänger teilt sich bis zur Stunde mit Johann Konrad Grübel, Usteri, Kobell, Reuter, Klaus Groth u. a. in die Beliebtheit bei dem gegenwärtigen Geschlechte in kaum geringerem Grade, als er die Verehrung seiner Mitmenschen genoß. Dieses Behagen an volksmundartlicher Poesie wird nicht sobald wieder dahinschwinden; dies verbürgt wenigstens hinsichtlich der Volkspoesie im Westen Deutschlands der Umstand, daß das Landvolk in dem von uns wiedergewonnenen Reichsland Elsaß noch immer einen dem Alemannischen sehr nahekommenden Dialekt spricht.

Im Schloßgarten zu Karlsruhe, an einer schattigen stillen Stätte, ward dem Volksdichter im Jahr 1834 ein Denkmal errichtet, aber dauernder als dessen Metall, ist das Denkmal, das er sich selbst errichtet in seinen Werken. An Hebels hundertjährigem Geburtstage lag seinen Freunden und Verehrern der Gedanke nahe, diesen Tag noch durch ein andres, an ihn mahnendes Denkmal zu ehren.

In richtigem Verständnis, in Hebels Geiste, verwandte man die zusammengebrachten Summen zu einer Stiftung für mittellose Kinder in den Gemeinden Hausen und Schopfheim. —

— — — Halten wir sein Andenken in Ehren! — Euch, meinen jungen Freunden, kann man nichts Besseres wünschen, als daß ihr euer lebenlang Verständnis und Liebe zu Hebels Schriften zeiget. Denn habt ihr dieses, dann habt ihr auch das Beste euch erhalten, was ihr besitzen könnt, die kindliche Seele, jenen reinen Kindersinn, der die Verheißung trägt, welcher den Jüngling vor Gefahren bewahrt, der den Mann beglückt und den Greis am Rande des Grabes noch jugendfreudig aufblicken läßt.

Und so wollen wir denn von ihm scheiden, von dem Sohne aus der Schwarzwälder Hütte mit seinen eignen Worten, welche auf seinem Denkmale in Karlsruhe stehen:

Wenn de amme Chrüzweg stohsch
Und nümme weisch, wo's ane goht,
Halt still und frog di G'wisse z'erst
's cha dütsch Gottlob und folg sim Roth.

Hebel's Denkmal auf dem Friedhof zu Schwetzingen.

Blütenlese

aus dem

Rheinischen Hausfreunde

von

J. P. Hebel.

1. Der Zahnarzt.

Zwei Tagediebe, die schon lang in der Welt miteinander herumgezogen, weil sie zum Arbeiten zu träg, oder zu ungeschickt waren, kamen doch zuletzt in große Not, weil sie wenig Geld mehr übrig hatten und nicht geschwind wußten, wo nehmen. Da gerieten sie auf folgenden Einfall. Sie bettelten vor einigen Hausthüren Brot zusammen, das sie nicht zur Stillung des Hungers genießen, sondern zum Betrug mißbrauchen wollten. Sie kneteten nämlich und drehten aus demselben lauter kleine Kügelchen oder Pillen und bestreuten sie mit Wurmmehl aus altem, zerfressenem Holz, damit sie völlig aussahen wie die gelben Arzneipillen. Hierauf kauften sie für ein paar Batzen einige Bogen rotgefärbtes Papier bei dem Buchbinder (denn eine schöne Farbe muß gewöhnlich bei jedem Betrug mithelfen); das Papier zerschnitten sie alsdann und wickelten die Pillen darein, je sechs bis acht Stücke in ein Päcklein. Nun ging der eine voraus in einen Flecken, wo eben Jahrmarkt war, und in den roten Löwen, wo er viele Gäste

anzutreffen hoffte. Er forderte ein Glas Wein, trank aber nicht, sondern saß ganz wehmütig in einem Winkel, hielt die Hand an den Backen, winselte halb laut für sich und kehrte sich unruhig bald so her, bald so hin. Die ehrlichen Landleute und Bürger, die im Wirtshaus waren, bildeten sich wohl ein, daß der arme Mensch ganz entsetzlich Zahnweh haben müsse. Aber was war zu thun? man bedauerte ihn, man tröstete ihn, daß es schon wieder vergehen werde, trank sein Gläschen fort und machte seine Marktaffairen aus. Indessen kam der andre Tagdieb auch nach. Da stellten sich die beiden Schelme, als ob noch keiner den andern in seinem Leben gesehen hätte. Keiner sah den andern an, bis der zweite durch das Winseln des erstern, der im Winkel saß, aufmerksam zu werden schien. „Guter Freund", sprach er, „Ihr scheint wohl Zahnschmerzen zu haben?" und ging mit großen und langsamen Schritten auf ihn zu. „Ich bin der Doktor Schnauzius Rapunzius von Trafalgar", fuhr er fort. Denn solche fremde volltönige Namen müssen auch zum Betrug behilflich sein, wie die Farben. „Und wenn Ihr meine Zahnpillen gebrauchen wollt", fuhr er fort, „so soll es mir eine schlechte Kunst sein, Euch mit einer, höchstens zweien von Euren Leiden zu befreien." — „Das wolle Gott", erwiderte der andre Hallunke. Hierauf zog der saubere Doktor Rapunzius eines von seinen roten Päcklein aus der Tasche und verordnete dem Patienten ein Kügelchen daraus auf den bösen Zahn zu legen und herzhaft darauf zu beißen. Jetzt streckten die Gäste an den andern Tischen die Köpfe herüber, und einer um den andern kam herbei, um die Wunderkur mit anzusehen. Nun könnt ihr euch vorstellen, was geschah. Auf diese erste Probe wollte zwar der Patient wenig rühmen, vielmehr that er einen entsetzlichen Schrei. Das gefiel dem Doktor. Der Schmerz, sagte er, sei jetzt gebrochen, und gab ihm geschwind die zweite Pille zu gleichem Gebrauch. Da war nun plötzlich aller Schmerz verschwunden. Der Patient sprang vor Freuden auf, wischte den Angstschweiß von der Stirn weg, obgleich keiner daran war, und that, als ob er seinen Retter zum Danke etwas Namhaftes in die Hand drückte. — Der Streich war schlau angelegt und that seine Wirkung. Denn jeder Anwesende wollte nun auch von diesen vortrefflichen Pillen haben. Der Doktor bot das Päcklein für 24 Kreuzer, und in wenig Minuten waren alle verkauft. Natürlich gingen jetzt die zwei Schelme wieder einer nach dem andern weiters, lachten, als sie wieder zusammenkamen, über die Einfalt dieser Leute und ließen sich's wohl sein von ihrem Geld.

Das war teures Brot. So wenig für 24 Kreuzer bekam man noch

in keiner Hungersnot. Aber der Geldverlust war nicht einmal das Schlimmste. Denn die Weichbrotkügelchen wurden natürlicherweise mit der Zeit steinhart. Wenn nun so ein armer Betrogener nach Jahr und Tag Zahnweh bekam und in gutem Vertrauen mit dem kranken Zahn einmal und zweimal darauf biß, da denke man an den entsetzlichen Schmerz, den er, statt geheilt zu werden, sich selbst für 24 Kreuzer aus der eignen Tasche machte. Daraus ist also zu lernen, wie leicht man kann betrogen werden, wenn man den Vorspiegelungen jedes herumlaufenden Landstreichers traut, den man zum erstenmal in seinem Leben sieht, und vorher nie, und nachher nimmer; und mancher, der dieses liest, wird vielleicht denken: „So einfältig bin ich zu meinem eignen Schaden auch schon gewesen." — Merke: Wer so etwas kann, weiß an andern Orten Geld zu verdienen, läuft nicht auf den Dörfern und Jahrmärkten herum mit Löchern im Strumpf, oder mit einer weißen Schnalle am rechten Schuh und am linken mit einer gelben.

---

2. Kindesdank und Undank.

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerksam ist, daß Menschen im Alter von ihren Kindern wieder ebenso behandelt werden, wie sie einst ihre alten, kraftlosen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernen's von den Eltern: sie sehen's und hören's nicht anders und folgen dem Beispiel. So wird es auf dem natürlichsten und sichersten Wege wahr, was gesagt wird und geschrieben ist, daß der Eltern Segen und Fluch auf den Kindern ruhe und sie nicht verfehle.

Man hat darüber unter andern zwei Erzählungen, von denen die erste Nachahmung und die zweite große Beherzigung verdient.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeschäfte an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern daß er als Taglöhner täglich um 15 Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit 15 Kreuzer auszureichen und noch so frohen Muts dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Dritteil davon genügen; mit einem Dritteil zahle

ich meine Schulden ab, und das übrige Dritteil lege ich auf Kapitalien an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich teile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“

War das nicht artig gesagt und noch schöner gedacht und gehandelt? Der Fürst lohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm die sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Aber ein andrer ging mit seinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderlich geworden war, so übel um, daß dieser wünschte, in ein Armenspital gebracht zu werden, das im nämlichen Orte war.

Dort hoffte er wenigstens bei dürftiger Pflege von den Vorwürfen frei zu werden, die ihm daheim die letzten Tage seines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohn ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabging, war dem armen alten Greis sein Wunsch erfüllt. Aber er fand im Spital auch nicht alles, wie er es wünschte. Wenigstens ließ er seinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweisen und ihm ein paar Leintücher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf bloßem Stroh schlafen müßte. Der Sohn suchte die zwei schlechtesten, die er hatte, heraus und befahl seinem zehnjährigen Kinde, sie dem alten Murrkopf ins Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thür eines dieser Tücher in einem Winkel verbarg und folglich dem Großvater nur eines davon brachte. „Warum hast du das gethan?" fragte er den Jungen bei seiner Zurückkunft. — „Zur Aushilfe für die Zukunft", erwiderte dieser kalt und bösherzig, „wenn ich Euch, o Vater! auch einmal in das Spital schicken werde."

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe!

---

3. Gutes Wort, böse That.

In Hertingen, als das Dorf noch rothbergisch war, trifft ein Bauer den Herrn Schulmeister im Felde an. „Ist's noch Euer Ernst, Schulmeister, was Ihr gestern den Kindern zergliedert habt: „So dich jemand schlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar?" Der Herr Schulmeister sagt: „Ich kann nichts davon und nichts dazu thun. Es steht im Evangelium." Also gab ihm der Bauer eine Ohrfeige und die andre auch, denn er hatte schon lange einen Verdruß auf ihn. Indem reitet in einer Entfernung der Edelmann vorbei und sein Jäger. „Schau doch nach, Joseph, was die zwei dort miteinander haben." Als der Joseph kommt, gibt der Schulmeister, der ein starker Mann war, dem Bauer auch zwei Ohrfeigen und sagte, es steht auch geschrieben: „Mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. Ein voll gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euren Schoß geben"; und zu dem letzten Sprüchlein gab er ihm noch ein halbes Dutzend drein. Da kam der Joseph zu seinem Herrn zurück und sagte: „Es hat nichts zu bedeuten, gnädiger Herr; sie legen einander nur die heilige Schrift aus."

Merke: Man muß die heilige Schrift nicht auslegen, wenn man's nicht versteht, am allerwenigsten so. Denn der Edelmann ließ den Bauer noch selbige Nacht in den Turm sperren auf sechs Tage und dem Herrn Schulmeister, der mehr Verstand und Respekt vor der Bibel hätte haben sollen, gab er, als die Winterschule ein Ende hatte, den Abschied.

4. Das wohlfeile Mittagsessen.

Es ist ein altes Sprichwort: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selber darein."

Aber der Löwenwirt in einem gewissen Städtlein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er ein Stück Rindfleisch und ein Gemüse für sein Geld.

Der Wirt fragte ganz höflich: ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe?

„O freilich ja!" erwiderte der Gast, „wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld."

Nachdem er sich alles hatte wohl schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche und sagte: „Hier Herr Wirt, ist mein Geld."

Der Wirt sagte: „Was soll das heißen? Seid Ihr mir nicht einen Thaler schuldig?"

Der Gast erwiderte: „Ich habe für keinen Thaler Speise von Euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab' ich nicht. Habt Ihr mir zuviel dafür gegeben, so ist's Eure Schuld."

Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu und ein unbekümmertes Gemüt, wie es am Ende ablaufen werde.

Aber das Beste kommt noch.

„Ihr seid ein durchtriebener Schalk", erwiderte der Wirt, „und hättet wohl etwas andres verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagsessen und hier noch ein Vierundzwanzigkreuzerstück dazu. Nur seid stille zur Sache und geht zu meinem Nachbar, dem Bärenwirt, und macht es ihm ebenso."

Das sagte er, weil er mit seinem Nachbar, dem Bärenwirt, aus Brotneid im Unfrieden lebte und einer dem andern jeglichen Tort und

Schimpf gern anthat und erwiderte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Gelde mit der andern vorsichtig nach der Thüre, wünschte dem Wirt einen guten Abend und sagte: „Bei Eurem Nachbar, dem Herrn Bärenwirt, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein andrer.“

So waren im Grunde beide hintergangen und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen und sich mit einander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

5. Der geduldige Mann.

Ein Mann, der eines Nachmittags müde nach Hause kam, hätte gern ein Stück Butterbrot mit Schnittlauch darauf gegessen, oder etwas von einem geräucherten Bug. Aber die Frau, die im Haus ziemlich der Meister war und in der Küche ganz, hatte den Schlüssel zum Küchenkästlein in der Tasche und war bei einer Freundin auf Besuch. Er schickte daher die

Magd und den Knecht, eins um das andre, die Frau soll heimkommen oder den Schlüssel schicken. Sie sagte allemal: „Ich komm' gleich, er soll nur ein wenig warten." Als ihm aber die Geduld immer näher zusammenging und der Hunger immer weiter auseinander, trägt er und der Knecht das verschlossene Küchenkästlein in das Haus der Freundin, wo seine Frau zum Besuch war, und sagt zu seiner Frau: „Frau, sei so gut und schließ' mir das Kästlein auf, daß ich etwas zum Abendessen nehmen kann, sonst halt' ich's nimmer aus." Also lachte die Frau, und schnitt ihm ein Stücklein Brot herab und etwas vom Bug.

6. Der schlaue Mann.

Einem andern, als er das Wirtshaussitzen bis nach Mitternacht anfing, schloß einmal die Frau nachts um zehn Uhr die Thür zu und ging ins Bett, und wollt' er wohl oder übel, so mußte er unter dem Immenstand im Garten über Nacht sein. Den andern Tag, was thut er? Der geneigte Leser gebe acht! Als er ins Wirtshaus ging, hob er die Hausthüre aus den Kloben und nahm sie mit, und früh um ein Uhr, als er heimkam, hängt er sie wieder ein und schloß sie zu, und seine Frau hat ihn nimmer ausgeschlossen und ist ins Bett gegangen, sondern hat ihn nachher mit Liebe und Sanftmut gebessert.

7. Geschwinde Reise.

Ein italienischer Kaufmann, der auf die Frankfurter Messe reisen wollte, hatte sich in Stuttgart um einen Tag verspätet. Also mußte er die Extrapost anspannen lassen. Wie fang ich's an, dachte er, daß ich geschwind aus dem Feld komme, und doch mit geringen Kosten? „Postillion", sagte er, als er in das Kaleschlein saß, „fahr' langsam, denn ich sitze nicht nur auf dem Kutschenkistlein, sondern auch auf einem Blutgeschwür, und meine entsetzliche Kopfwunde da auf der linken Seite wirst du hoffentlich sehen." Eigentlich aber war sie nicht wohl zu sehen; denn fürs erste war der Kopf mit einem Tüchlein verbunden, das zwar blutig aussah, fürs zweite hatte er unter dem Verband keine Wunde. „Wenn du recht langsam fahrst", sagte er, „auf der Station soll's dich nicht reuen." Der Postillion dachte:

solchen Gefallen kann ich den Rossen thun, und was das Trinkgeld anbelangt, mir auch, und fuhr so langsam, daß die Pferde selber anfingen, eins nach dem andern vor langer Weile zu gähnen, was doch selten geschieht. Nichtsdestoweniger schrie der Italiener unaufhörlich zetermordio. O mein Kopf! o mein Bein! Fahr' langsam! Der Postillion sagte: „Wollt Ihr auf der Straße über Nacht bleiben, so will ich Euch abladen. Ich kann nicht gar fahren, als wenn ich etwas Andres ausführte auf den Acker.

Thu' ich nicht langsam genug?" Aber der Passagier sagte: „Ich schieß' dich tot, wenn du nicht gemach fahrst." Auf der Station in Ludwigsburg, als er dem Postillion das Trinkgeld gab, gab er ihm zwei schäbige Zwölfer, einen Albus und ein Paar verrufene Kreuzerlein, bis es einen halben Gulden ausmachte. Andre gaben sonst wenigstens achtundvierzig Kreuzer, auch einen Gulden und drüber. Wenn's recht pressiert und wenn's recht in der Tasche klingelt, auch einen Kronenthaler. Aber alle Vorstellung des Postillions und alles Protestieren half nichts. „Hab' ich Euch nicht schlecht genug geführt?" fragte er. „Nein, du hast mich nicht langsam genug geführt. Geh' zum Henker." Der Postillion nahm das Geld und

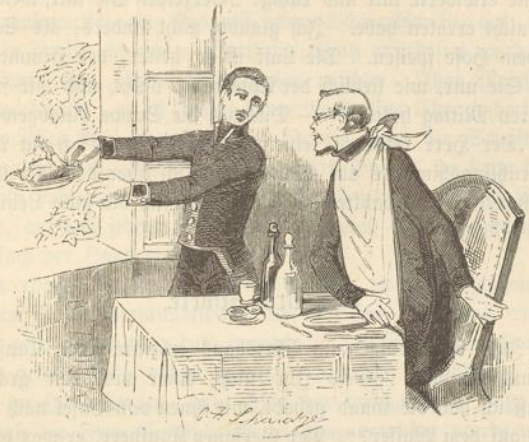
dachte: lieber wenig, als gar nichts. Aber wart' nur, dachte er, du bist noch lange nicht zu Frankfurt. Als der Ludwigsburger die Pferde einspannte, fragte er den Stuttgarter: „Ist der Weg gut?" „Schlecht", antwortete der Stuttgarter, und winkte ihm ein wenig abseits. Ein wenig abseits sagte er ihm, was er für einen wunderlichen und geizigen Passagier führe, wie ihm noch keiner vorgekommen sei. „Fahr' den Ketzer drauf los", sagte er, „daß die Räder davon fliegen. Er hat drei Bluteisen, drei Löcher im Kopf und eine gespaltene Kniescheibe."

Der Passagier, als der Postknecht aufsaß, sagte: „Fahr' langsam, Schwager. Es kommt mir auf ein gutes Trinkgeld nicht an." Aber der Postillion dachte: dein Trinkgeld kenn' ich. „Meine Pferde sind auf gesunde Herren dressiert", sagte er, „ich kann sie nicht halten, wenn sie im Lauf sind," und fuhr drauf los, als wenn die ganze türkische Armee hinter ihm drein käme. Der Passagier im Kaleschlein bittet vor Gott und nach Gott, lamentiert, flucht, daß sich der Himmel mit Wolken überzieht. Alles vergeblich. Auf der Station in Besigheim gibt er dem Postillion dreißig Kreuzer, wie dem erstern. „Was bringst du für einen bresthaften Herrn?" sagte der Besigheimer. „Fahr' ihn gar tot", sagte der Ludwigsburger, „es ist ohnedem nicht mehr viel an ihm," und so rekommandierte ihn einer dem andern, und einer fuhr mit ihm geschwinder davon, als der andre, so, daß er noch eine Stunde früher nach Frankfurt kam, als nötig war. In Frankfurt sprang er zur Verwunderung und zum Staunen des Postillions kerngesund aus dem Kaleschlein heraus und gab ihm auch dreißig Kreuzer.

8. König Friedrichs Leibhusar.

Der Leibhusar König Friedrichs von Preußen muß mit seinem Herrn in gutem Vernehmen gestanden haben. Denn einmal gab ihm der König wegen eines Versehens eine Ohrfeige, daß ihm die Haarlocke, wie man sie damals noch an den Seiten des Kopfes trug, auseinander fuhr, und der weiße Puder davon flog, also daß man's draußen ihm wohl ansehen konnte, wenn er hinaus kam. Der Leibhusar bat wegen seines Versehens um Verzeihung, stellte sich aber geradewegs vor des Königs großen Spiegel, der im Zimmer war, richtete seine Locke wieder zurecht, und stäubte mit dem Schnupftuch den Puder vom Kleid, welches unschicklich war. Dem König kam's auch so vor, denn er sagte: „Was fällt dir ein? Willst du

noch eine?“ Der Leibhusar sagte: „Nein, er habe genug an einer; aber die andern“, sagte er, „brauchen nicht zu wissen, wenn ich hinauskomme, was zwischen uns vorgefallen ist.“ Da lächelte der König wieder, und war nimmer böse über den Leibhusar. Item, einmal thut so etwas gut, ein andermal nicht.



9. Das Mittagsessen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sei, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr sein. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie immer nur recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genug, der Herr war

verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach auch in den Hof hinab, dann das Brot, dann den Wein und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was soll das sein?" fragte der Herr und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiderte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht erraten habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten!" — Diesmal die Suppe hinabgeworfen, und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

10. Drei Worte.

Ein Jude in Endingen im Wirtshaus erblickte einen Kaufherrn, der ihm bekannt vorkam. „Seid Ihr nicht einer von den graußmütigen Herrn, daß ich hab' die Gnad' gehabt, mit ihnen von Basel nach Schalampi zu fahren auf dem Wasser?" Der Gersauer Kaufherr, er war von Gersau, sagte: „Hast du unterdessen nichts Neues ausspintisiert, Reis'kamerad?" Der Jude antwortet: „Habt Ihr gute Geschäfte gemacht auf der Messe? Wenn Ihr gute Geschäfte gemacht habt — um einen Sechsbätzner — Ihr könntet mir drei Worte nicht nachsagen." Der Gersauer dachte: ein paar Franken hin oder her. „Laß hören!" Der Jude sagte: „Messerschmied". Der Gersauer: „Messerschmied". „Dudelsack" — „Dudelsack". Da schmunzelte der Jude und sagte: „Falsch!" — Da dachte der Gersauer hin und her, wo er wohl gefehlt haben könnte. Aber der Jude zog die Kreide aus der Tasche und machte damit einen Strich. „Einmal gewonnen." „Noch einmal!" sagte der Kaufherr. Der Jude sagte: „Baumöl". Der Kaufherr: „Baumöl". „Rotgerber" — Rotgerber". Da schmunzelte der Hebräer abermals und sagte: „Falsch" und so trieben sie's bis zum sechstenmal. Als sie's zum sechstenmal so getrieben hatten, sagte der Kaufherr: „Nun will ich dich bezahlen, wenn du mich überzeugen kannst,

wo ich gefehlt habe." Der Jude sagte: „Ihr habt mir das dritte Wort nie nachgesprochen.

„„Falsch"" war das dritte Wort, das habt Ihr mir nie nachgesprochen" — und also war die Wette gewonnen.

---

11. Die Schmachschrift.

Als bekanntlich ein Pasquill oder Schmachschrift auf den König Friedrich in Berlin an einem öffentlichen Platz angeheftet wurde, und sein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte: „Ihro Majestät", sagte der Kammerdiener, „es ist Ihnen heute Nacht eine Ehre widerfahren, das und das. Alles hab' ich nicht lesen können, denn die Schrift hängt zu hoch. Aber was ich gelesen habe, ist nichts Gutes," da sagte der König: „Ich befehle, daß man die Schrift tiefer hinab hänge und eine Schildwache dazu stelle, auf daß jedermann lesen kann, was es für ungezogene Leute gibt." Nach der Hand geschah nichts mehr.

Nicht ebenso dachte der Amtsschreiber von Brassenheim. Denn Brassenheim ist ein Amtsstädtlein. Als ihm eines Morgens ein Pasquill ins Haus gebracht wurde, das jemand mit Teig in der Nacht an die Hausthüre geklebt hatte, wurde er ganz erbost und ungebärdig, fluchte wie ein Türk' im Haus herum, und schlug der unschuldigen Katze ein Bein entzwei, daß die Frau Amtsschreiberin ganz entrüstet wurde und fragte: „Bist du verrückt oder was fehlt dir?"

Der Amtsschreiber sagte: „Da lies! Du hast deinen Teil auch darin!"

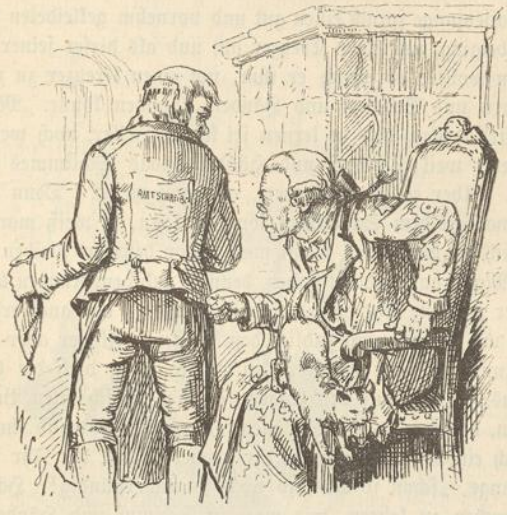
Als das die losen Vögel erfuhren, welche die Schandschrift angeklebt hatten, daß der Herr Amtsschreiber also im Harnisch sei, hatten sie ihre große Freude daran und sagten: „Heut' nacht thun wir's wieder." Den zweiten Morgen, als ihm die neue Schandschrift gebracht wurde, und ein Rezept für lahmgeschlagene Katzen darin, ward er noch viel wütender und warf Tische und Stühle zusammen, ja er schrieb mit eigner Hand einen zornigen Bericht darüber an den regierenden Grafen, ob er gleich niemand nennen konnte, und als er ihn geschrieben hatte und den Sand darauf streuen wollte, ergriff er in der Rage statt der Sandbüchse das Tintenfaß, und goß die Tinte über den Bericht und über die weißtüchenen Amtshosen.

Am Abend aber sagte er zu seinem Bedienten: „Hansstoffel", sagte er, „vigiliere heut' nacht um das Haus herum bis der Hahn kräht, und wenn

du den Kujonen attrapierst, so bekommst du einen großen Thaler Fanggeld. Ich will sehen, sagte er, ob ich mir soll auf der Nase herumtanzen lassen."

Etwas nach elf Uhr kam der Stoffel von seinem Posten herauf, und der Herr Amtsschreiber war auch noch auf, auf daß, wenn der Stoffel den Pasquillenmacher brächte, daß er ihn gleich auf frischer That erstechen könnte. „Herr Amtsschreiber", sagte der Stoffel, „ich will nur melden, daß heute nacht nichts passiert ist, wenn Sie mir erlauben, jetzt ins Bett zu gehen. Alle Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, die Wirtshäuser sind leer, die zwei Letzten sind nach Haus gegangen, und des Wagner-Mattheisen Hahn hat zweimal hinter einander gekräht, es wird wohl morgen auch wieder einmal regnen." Da fuhr ihn der Amtsschreiber wie ein betrunkener Heide an: „Dummes Vieh, auf der Stelle begib dich auf deinen Posten, bis der Tag aufgeht, oder ich schlage dir das Gehirn im Leib entzwei," sagte er im unvernünftigen Zorn. Der geneigte Leser denkt: Was gilt's, während der Stoffel bei dem Amtsschreiber war, ist das dritte Pasquill auch angepappt worden, und wenn er herabkommt, findet er es jetzt. Nichts weniger. Sondern als der Stoffel im Fortgehen bereits an der Stubenthür war und der Amtsschreiber ihm noch einmal nachsah. „Hansstoffel", rief er ihm, „komm noch ein wenig daher!" — Der Stoffel kam, „dreh' dich um! Was hast du da auf dem Rücken?" „Will's Gott keinen Galgen," sagte der Stoffel. „Nein, vermaledeiter Dummkopf, aber wahrscheinlich ein Pasquill." Wie gesagt, so erraten; der Stoffel trug das dritte Pasquill bereits auf dem Rücken geklebt, und standen darin noch viel mutwilligere Dinge als in dem ersten und zweiten, und unter andern auch ein Rezept für Tintenflecken aus den Amtshosen zu bringen. Dies war so zugegangen. Als der Stoffel noch vor dem Haus gesessen war, kamen zwei lose Gesellen heran, und einer von ihnen hatte schon das dritte Pasquill auf der flachen Hand liegen, also daß die beschriebene Seite des Papiers gegen die Hand hinein lag, die äußere Seite aber war mit Teig bestrichen, daß er im Vorbeigehen die Schrift nur an die Thüre hätte drücken dürfen. Als sie aber den Bedienten des Amtsschreibers vor der Thüre sitzen sahen, und alle Leute kannten den Stoffel, aber nicht alle Leute kannte der Stoffel: „Ei guten Abend", sagte der eine, „was schafft Er Guts hier, Herr Hansstoffel? Was gilts, Er kann nicht hinein!" Da erzählte er ihnen, warum er da sitzen müsse und bis wann, und wie ihm bereits die Zeit so lange sei, und es komme doch niemand. „Ei", sagte der eine, „die Lichter im Städtlein sind ausgelöscht und die Wirtshäuser sind leer, und wir zwei sind die Letzten,

die heimgehen. Also gehe Er in Gottes Namen ins Bett.“ Der andre aber, der das Papier in der flachen Hand hatte, schlug ihm im Fortgehen sanft und freundlich die Hand auf den Rücken, daß das Papier am Rocke hängen blieb, und sagte: „Gute Nacht, Herr Hansstoffel, schlaf' Er wohl!“ „Ebenfalls!“ sagte der Stoffel, und als sie um die Ecke herum waren, krähte einer von ihnen zweimal wie ein Hahn, oder wie der russische General-Feldmarschall Suworow, Fürst Italinsky im Lager.



Also brachte der Stoffel dem Amtsschreiber das Pasquill selber auf dem Rücken in die Stube und der Herr Amtsschreiber prügelte zwar den Stoffel im Zimmer herum und schlug bei dem Ausholen ein paar Spiegel entzwei, aber den Schimpf und Schaden und Zorn mußte er an sich selber haben und brachte nichts heraus. Denn die zwei Spaßvögel sagten: „Der Klügste gibt nach. Jetzt wollen wir's aufgeben, eh' es zu bösen Häusern geht,“ und jedermann, der davon erfuhr, lachte den Amtsschreiber aus.

Merke: Der König von Preußen hat sich in diesem Stücke klüger betragen als der Herr Amtsschreiber von Brassenheim.

12. Zwei Erzählungen.

Wie leicht sich manche Menschen oft über unbedeutende Kleinigkeiten ärgern und erzürnen, und wie leicht die nämlichen oft durch einen unerwarteten spaßhaften Einfall wieder zur Besinnung können gebracht werden, das haben wir an dem Herrn gesehen, der die Suppenschüssel aus dem Fenster warf, und an seinem witzigen Bedienten. Das Nämliche lehren folgende zwei Beispiele.

Ein Gassenjunge sprach einen gut und vornehm gekleideten Mann, der an ihm vorbeiging, um einen Kreuzer an, und als dieser seiner Bitte kein Gehör geben wollte, versprach er ihm, um einen Kreuzer zu zeigen, wie man zu Zorn und Schimpf und Händeln kommen könne. Mancher, der dies liest, wird denken, das zu lernen sei keinen Heller, noch weniger einen Kreuzer wert, weil Schimpf und Händel etwas Schlimmes und nichts Gutes sind. Aber es ist mehr wert, als man meint. Denn wenn man weiß, wie man zu dem Schlimmen kommen kann, so weiß man auch, vor was man sich zu hüten hat, wenn man davor bewahrt bleiben will. So mag dieser Mann auch gedacht haben, denn er gab dem Knaben den Kreuzer. Allein dieser forderte jetzt den zweiten, und als er den auch erlangt hatte, den dritten und vierten und endlich den sechsten. Als er aber noch immer mit dem Kunststück nicht herausrücken wollte, ging doch die Geduld des Mannes aus. Er nannte den Knaben einen unverschämten Burschen und Betteljungen, drohte, ihn mit Schlägen fortzujagen, und gab ihm am Ende auch wirklich ein paar Streiche. „Ihr grober Mann, der Ihr seid", schrie jetzt der Junge, „schon so alt und noch so unverständig! Hab' ich Euch nicht versprochen zu lehren, wie man zu Schimpf und Händeln kommt? Habt Ihr mir nicht sechs Kreuzer dafür gegeben? Das sind ja jetzt Händel, und so kommt man dazu. Wozu schlagt Ihr mich denn?" So unangenehm dem Ehrenmanne dieser Vorfall war, so sah er doch ein, daß der listige Knabe recht und er selber unrecht hatte. Er besänftigte sich, nahm sich's zur Warnung, nimmer so aufzufahren, und glaubte, die gute Lehre, die er da erhalten habe, sei wohl sechs Kreuzer wert gewesen.

In einer andern Stadt ging ein Bürger schnell und ernsthaft die Straße hinab. Man sah ihm an, daß er etwas Wichtiges an einem Ort zu thun habe. Da ging der vornehme Stadtrichter an ihm vorbei, der ein neugieriger und dabei ein gewaltthätiger Mann muß gewesen sein, und der Gerichtsdiener kam hinter ihm drein. „Wo geht Ihr hin so eilig?"

sprach er zu dem Bürger. Dieser erwiderte ganz gelassen: „Gestrenger Herr, das weiß ich selber nicht". — „Aber Ihr seht doch nicht aus, als ob Ihr nur für Langeweile herumgehen wolltet. Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Ort vorhaben." „Das mag sein", fuhr der Bürger fort, „aber wo ich hingehe, weiß ich wahrhaftig nicht." Das verdroß den Stadtrichter sehr. Vielleicht kam er auch auf den Verdacht, daß der Mann an einem Ort etwas Böses ausüben wollte, das er nicht sagen dürfe.

Kurz, er verlangte jetzt ernsthaft, von ihm zu hören, wo er hingehe, mit der Bedrohung, ihn sogleich von der Straße weg in das Gefängnis führen zu lassen. Das half alles nichts, und der Stadtrichter gab dem Gerichtsdiener zuletzt wirklich den Befehl, diesen widerspenstigen Menschen wegzuführen. Jetzt aber sprach der verständige Mann: „Da sehen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die lautere Wahrheit gesagt habe. Wie konnte ich vor einer Minute noch wissen, daß ich in den Turm gehen werde, und weiß ich denn jetzt gewiß, ob ich drein gehe?" „Nein", sprach jetzt der Richter, „das sollt Ihr nicht." Die witzige Rede des Bürgers brachte ihn

zur Besinnung. Er machte sich stille Vorwürfe über seine Empfindlichkeit und ließ den Mann ruhig seinen Weg gehen.

Es ist doch merkwürdig, daß manchmal ein Mensch, hinter welchem man nicht viel sucht, einem andern eine gute Lehre geben kann, der sich für erstaunend weise und verständig hält.

---

13. Der kluge Richter.

Daß nicht alles so uneben sei, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein! So nimm dein Eigenthum zurück!“ So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andre machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld, und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund“, sprach er hierauf, „es waren eigentlich achthundert Thaler in dem Tuch eingenäht, ich finde aber nur siebenhundert Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und Eure hundert Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch.“ Das war nicht schön, aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Undank schlägt seinen eignen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Thaler als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß achthundert Thaler eingenäht gewesen seien, der andre, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an.

Er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, wenn der eine von euch achthundert Thaler verloren, der andre aber nur ein Päcklein mit siebenhundert Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behälst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur siebenhundert Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine achthundert Thaler findet.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es.

14. Die gute Mutter.

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rheine lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kinde, das bei der Armee war, und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee sein“, sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen,“ und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannisthor in Basel heraus, und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüter sind, die Teilnehmung und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find' ich ihn in Kolmar nicht, so geh' ich nach Straßburg, find' ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nach Mainz.“ Die andern sagten das und jenes dazu, und einer fragte sie: „Was ist denn Euer Sohn bei der Armee? Major?“ Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, er könnte wohl Major sein, oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht.

„Wenn ich ihn nur finde“, sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn.“ Zwei Stunden herwärts Kolmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elsässer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße standen partienweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, diskurierten mit einander, und eine junge weißgekleidete Person von weiblichem

Geschlecht und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, da sie nahe bei den Herren steht. Was gilt's, der, so mit ihr redet, ist ihr Mann." Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Kolmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirtshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch, wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, da sie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sei, und hatte doch den Mut fast nicht, zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch möglich. Auch meinte sie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie fragte, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirts die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest, und fragte ihn: „Kennt Ihr nicht einen bei der Armee, oder habt Ihr nicht von einem gehört, so und so?" Der Diener sagt: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen," und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Spaß; der Diener ruft den Wirt. Der Wirt sagt: „Ja, so heißt der General." Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General," und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein", und „ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer." Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung, und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche," und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirt sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhaft Eure Bagage abladen von dem Postwagen, und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen lasse, und Euch hinausführe zu Eurem Herrn Sohn in das Lager." Am Morgen, als sie in das Lager kam, und den General sah, ja, so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte, und seiner Gemahlin sagte: „das ist sie", da küßten und umarmten

sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demut schwammen ineinander und gossen sich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute den Ihrigen fand, als darüber, daß sie ihn gestern schon gesehen hatte.

Als der Wirt zurückkam, sagte er: „Das Geld regne zwar nirgends durch das Kamin herab, aber nicht zweihundert Franken nehme er darum, daß er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte, und sein Glück sah;“ und der Hausfreund sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft weitaus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln, oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will.“

15. Das gute Wort.

Der sogenannte Lügenprophet Mohammed hat manches gesagt und gethan, was ein christliches Herz nicht gut heißen oder verantworten könnte. Aber alles ist auch nicht gefehlt, was Mohammed gesagt oder gethan hat.

Einmal kommt ein Araber zu ihm: „Gesandter Gottes, ich habe das Gesetz der Fasten gebrochen, das Fleisch ist schwach.“ Der Prophet sagte: „Hast du ein böses Werk begangen, so mußt du es mit einem guten büßen. Es gibt keine schönern Bußen als gute Werke. Hast du einen Sklaven“, fragte ihn der Prophet, „den du freilassen kannst?“ Der Araber fing an zu lachen und sagte: „Sklaven freilassen und ich! Wie komm' ich mir vor!“ Der Prophet fuhr fort: „Kannst du die Fasten noch einmal von vorne anfangen?“ Der Araber erwiderte: „Ich bin's nicht kapabel. Wer für Frau und Kinder arbeiten soll, muß auch gehörig essen.“ Der Prophet fuhr fort: „Kannst du sechzig Arme speisen?“ Der Araber erwiderte: „Nicht sechzig Mäuse, auch nicht vierzig, auch nicht zwanzig.“ Da brachte man dem Propheten seine Mahlzeit, Datteln und ein Stück Fleisch, und er sagte dem Araber: „So nimm dieses Stück Fleisch, und bring's in deinem Namen einem Ärmern, als du bist, zum Almosen.“ Der Araber erwiderte: „Gibt's noch einen Ärmern, als ich bin? Ich weiß keinen.“ Da fuhr der Prophet fort: „Weißt du was, so bring's deinen Kindern, die sollen es essen. Deine Kinder sind noch ärmer, als du bist.“ So hat Mohammed gesagt und gethan.

16. Das letzte Wort.

Sonst sagt man: „Der Horcher an der Wand, hört seine eigne Schand.“ Manchmal kann man aber auch sagen: „Der Schreiber an die Wand, schreibt seine eigne Schand,“ zum Beispiel der weiland Herr Kanzler Hans Kurz von Württemberg.

Ob derselbe mit den Geschäften seiner Herren Räte und Schreiber zufrieden war, oder nicht zufrieden, genug, er ergriff eines Tages ein Stücklein Kreide und schrieb an die Thür der Kanzleistube:

„Allhier geht's wunderlich zue.“

Bald darauf, als der Herzog selber diese Zeile erblickte, ob derselbe sonst mit dem Kanzler zufrieden war, oder nicht zufrieden, genug er suchte ebenfalls ein Stücklein Kreide und schrieb darunter die zweite Zeile:

„Hans Kurz hilft auch dazue.“

Bald darauf, als wieder diese Worte der Kanzler erblickte, ob er gemerkt hat, daß sie eine vornehmere Hand geschrieben hat, als die seinige

war, oder ob er's nicht gemerkt hat, genug, er ließ es darauf ankommen und setzte unter die zweite Zeile die dritte Zeile:

„Das hat eine ungewaschene Hand geschrieben."

Und zum Trumpfaus schrieb er seinen Namen darunter: „Hans Kurz". Jetzt komm! — Als aber der Herzog wieder las, was der Kanzler geschrieben hatte, dachte er: Wart', Kurz, diesmal sollst du das letzte Wort haben. Nämlich er netzte einen Finger und löschte nur die zweite Zeile, die er selber geschrieben hatte, wieder aus, also daß jetzt unter des Kanzlers eigner Schrift die Worte standen: „Das hat eine ungewaschene Hand geschrieben."

Als hernach der Kanzler wieder sah, was für eine Veränderung vorgegangen war, hatte er keine Wahl mehr, sondern er netzte ebenfalls einen Finger und löschte seine eignen zwei Zeilen auch wieder aus, und hat nachgehends keiner zum andern gesagt: das habt Ihr gethan, oder das hab' ich gethan, oder so.

Merke: Man muß sich nie an vornehmeren, aber auch nicht an witzigeren Leuten reiben wollen, als man selber einer ist, ausgenommen, wenn man eine Unehre davontragen will.

Merke: Gemeine und grobe Naturen schlagen alsogleich mit Scheltworten und Fäusten drein, wenn etwas gesagt wird, was auf sie will gemünzt scheinen. Verständige und feine Leute wissen den Mutwillen und die Grobheit auf eine spitzige und witzige Art heimzuweisen und ihren Respekt zu erhalten. Der Kanzler hat dem Herzog nichts mehr an die Thür geschrieben.

17. Das wohlbezahlte Gespenst.

In einem gewissen Dorfe, das ich wohl nennen könnte, geht ein üblicher Fußweg über den Kirchhof und von da durch den Acker eines Mannes, der an der Kirche wohnt, und es ist ein Recht. Wenn nun die Ackerwege bei nasser Witterung schlüpfrig und ungangbar sind, ging man immer tiefer in den Acker hinein und zertrat dem Eigentümer die Saat, so daß bei anhaltend feuchter Witterung der Weg immer breiter und der Acker immer schmäler wurde, und das war kein Recht. Zum Teil wußte nun der beschädigte Mann sich wohl zu helfen. Er gab bei Tage, wenn er sonst nichts zu thun hatte, fleißig acht, und wenn ein unverständiger Mensch diesen Weg kam, der lieber seine Schuhe als seines Nachbars Gerstensaat schonte, so lief er schnell hinzu und pfändete ihn, oder that's mit ein paar Ohrfeigen kurz ab.

Bei Nacht aber, wo man noch am ersten einen guten Weg braucht und sucht, war's nur desto schlimmer und die Dornenäste und Rispen, mit welchen er den Wandernden verständlich machen wollte, wo der Weg sei, waren allemal in wenig Nächten niedergerissen oder ausgetreten und mancher that's vielleicht mit Fleiß. Aber da kam dem Mann etwas andres zu statten. Es wurde auf einmal unsicher auf dem Kirchhofe, über welchen der Weg ging. Bei trocknem Wetter und etwas hellen Nächten sah man oft ein langes weißes Gespenst über die Gräber wandeln. Wenn es regnete oder sehr finster war, hörte man im Beinhaus bald ein ängstliches Stöhnen und Winseln, bald ein Klappern, als wenn alle Totenköpfe und Totengebeine darin lebendig werden wollten. Wer das hörte, der sprang bebend wieder zur nächsten Kirchhofthür hinaus, und in kurzer Zeit sah man, sobald der Abend dämmerte und die letzte Schwalbe aus der Luft verschwunden war, gewiß keinen Menschen mehr auf dem Kirchhofwege, bis ein verständiger und herzhafter Mann aus einem benachbarten Dorfe sich an diesem Ort verspätete und den nächsten Weg nach Haus doch über diesen verschrieenen Platz und über den Gerstenacker nahm. Denn ob ihm gleich seine Freunde die Gefahr vorstellten und lange abwehrten, so sagte er doch am Ende: „Wenn es ein Geist ist, geh' ich mit Gott als ein ehrlicher Mann den nächsten Weg zu meiner Frau und zu meinen Kindern heim, habe nichts Böses gethan, und ein Geist, wenn's auch der schlimmste unter allen wäre, thut mir nichts. Ist's aber Fleisch und Bein, so habe ich zwei Fäuste bei mir, die sind auch schon dabei gewesen. Er ging. Als er aber auf den Kirchhof kam und kaum am zweiten Grabe vorbei war, hörte er hinter sich ein klägliches Ächzen und Stöhnen, und als er zurückschaute, siehe, da erhob sich hinter ihm, wie aus einem Grabe herauf, eine lange, weiße Gestalt. Der Mond schimmerte blaß über die Gräber. Totenstille war rings umher, nur ein paar Fledermäuse flatterten vorüber. Da war dem guten Manne doch nicht wohl zu Mute, wie er nachher selber gestand, und wäre gern wieder zurückgegangen, wenn er nicht noch einmal an dem Gespenst hätte vorbeigehen müssen. Was war nun zu thun? Langsam und still ging er seines Weges zwischen den Gräbern und manchem schwarzen Totenkreuz vorbei. Langsam und immer ächzend folgte zu seinem Entsetzen das Gespenst ihm nach, bis an das Ende des Kirchhofs, und das war in der Ordnung, und bis vor den Kirchhof hinaus, und das war dumm.

Aber so geht es. Kein Betrüger ist so schlau, er verratet sich. Denn sobald der verfolgte Ehrenmann das Gespenst auf dem Acker erblickte, dachte

er bei sich selber: ein rechtes Gespenst muß wie eine Schildwache auf seinem Posten bleiben, und ein Geist, der auf den Kirchhof gehört, geht nicht aufs Ackerfeld. Daher bekam er auf einmal Mut, drehte sich schnell um, faßte die weiße Gestalt mit fester Hand und merkte bald, daß er unter einem Leintuch einen Burschen am Brusttuche habe, der noch nicht auf dem Kirchhofe daheim sei. Er fing daher an, mit der andern Faust auf ihn loszutrommeln, bis er seinen Mut an ihm gekühlt hatte, und da er vor dem Leintuch selber nicht sah, wo er hinschlug, so mußte das arme Gespenst die Schläge annehmen, wie sie fielen.

Damit war nun die Sache abgethan, und man hat weiter nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigentümer des Gerstenackers ein paar Wochen lang mit blauen und gelben Zieraten im Gesicht herumging und von dieser Stunde an kein Gespenst mehr auf dem Kirchhof zu sehen war. Denn solche Leute, wie unser handfester Ehrenmann, das sind allein die rechten Geisterbanner, und es wäre zu wünschen, daß jeder andre Betrüger und Gaukelhans ebenso sein Recht und seinen Meister finden möchte.

18. Eine merkwürdige Abbitte.

Das ist merkwürdig, daß an einem schlechten Menschen der Name eines ehrlichen Mannes gar nicht haftet, und daß er durch solchen nur ärger geschimpft ist.

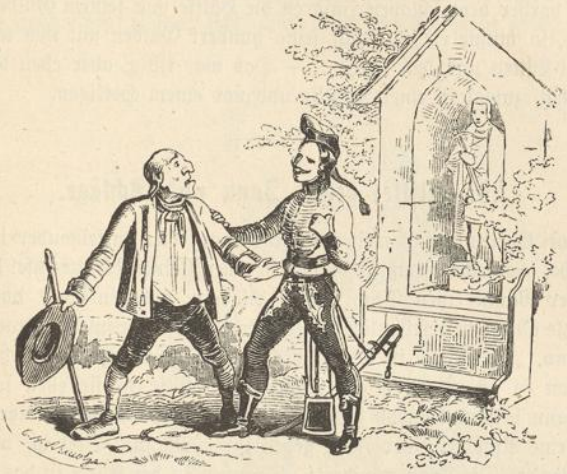
Zwei Männer saßen im benachbarten Dorfe zu gleicher Zeit im Wirtshaus. Aber der eine von ihnen hatte bösen Leumund wegen allerlei, und

sah ihn und den Iltis niemand gern auf seinem Hof. Aber beweisen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der andre Zwist im Wirtshaus, und im Unwillen und weil er ein Glas Wein zu viel im Kopf hatte, so sagte er zu ihm: Du schlechter Kerl! — Damit kann einer zufrieden sein, wenn er's ist, und braucht nicht mehr. Aber der war nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, schimpfte auch und verlangte Beweis. Da gab ein Wort das andre, und es hieß: Du Spitzbub! du Felddieb! — Damit war er noch nicht zufrieden, sondern ging vor den Richter. Da war nun freilich derjenige, welcher geschimpft hatte, übel dran. Leugnen wollt' er nicht, beweisen konnt' er nicht, weil er für das, was er wohl wußte, keinen Zeugen hatte, sondern er mußte einen Gulden Strafe erlegen, weil er einen ehrlichen Mann Spitzbube geheißen habe und ihm Abbitte thun, und dachte bei sich selber: teurer Wein! Als er aber die Strafe erlegt hatte, so sagte er: „Also einen Gulden kostet es, Gestrenger Herr, wenn man einen ehrlichen Mann einen Spitzbuben nennt! Was kostet's denn, wenn man einmal in der Vergeßlichkeit oder sonst zu einem Spitzbuben sagt: Ehrlicher Mann?" Der Richter lächelte und sagte: Das kostet nichts, und damit ist niemand geschimpft. Hierauf wendete sich der Beklagte zu dem Kläger um und sagte: „Es thut mir leid, ehrlicher Mann! Nichts für ungut, ehrlicher Mann! Adies, ehrlicher Mann!" Als der erboste Gegner das hörte und wohl bemerkte, wie es gemeint war, wollte er noch einmal anfangen und hielt sich jetzt für ärger beleidigt als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdächtigen Menschen kennen mochte, sagte zu ihm: Er könne jetzt zufrieden sein.

19. Der schlaue Husar.

Ein Husar im letzten Kriege wußte wohl, daß der Bauer, dem er jetzt auf der Straße entgegen ging, 100 Gulden für geliefertes Heu eingenommen hatte und heimtragen wollte. Deswegen bat er ihn um ein kleines Geschenk zu Tabak und Branntwein. Wer weiß, ob er mit ein paar Batzen nicht zufrieden gewesen wäre. Aber der Landmann versicherte und beteuerte bei Himmel und Hölle, daß er den eignen letzten Kreuzer im nächsten Dorfe ausgegeben und nichts mehr übrig habe. „Wenn's nur nicht so weit von meinem Quartier wäre", sagte hierauf der Husar, „so wäre uns beiden zu helfen; aber wenn du nichts hast, ich hab' nichts, so müssen wir den Gang zum heiligen Alfonsus doch machen. Was er uns heute

beschert, wollen wir brüderlich teilen." Dieser Alfonsus stand in Stein ausgehauen in einer alten, wenig besuchten Kapelle am Feldweg. Der Landmann hatte anfangs keine große Lust zu dieser Wallfahrt. Aber der Husar nahm keine Vorstellung an und versicherte unterwegs seinen Begleiter so nachdrücklich, der heilige Alfonsus habe ihn noch in keiner Not stecken lassen, daß dieser selbst anfing, Hoffnung zu gewinnen.



Vermutlich war in der abgelegenen Kapelle ein guter Kamerad und Helfershelfer des Husaren verborgen? Nichts weniger! es war wirklich das steinerne Bild des Alfonsus, vor welchem sie jetzt niederknieten, während der Husar gar andächtig zu beten schien. „Jetzt", sagte er seinem Begleiter ins Ohr, „jetzt hat mir der Heilige gewinkt." Er stand auf, ging zu ihm hin, hielt die Ohren an die steinernen Lippen und kam gar freudig wieder zu seinem Begleiter zurück. „Einen Gulden hat er mir geschenkt, in meiner Tasche müsse er schon stecken." Er zog auch wirklich zum Erstaunen des andern einen Gulden heraus, den er aber schon vorher bei sich hatte, und teilte mit ihm versprochenermaßen brüderlich zur Hälfte. Das leuchtete dem Landmann ein, und es war ihm gar recht, daß der Husar die Probe noch einmal machte. Alles ging das zweite Mal wie zuerst. Nun kam der Kriegsmann diesmal viel freudiger von dem Heiligen zurück. „Hundert Gulden hat uns jetzt der gute Alfonsus auf einmal geschenkt. In deiner

Tasche müssen sie stecken." Der Bauer wurde todesblaß, als er dies hörte, und wiederholte seine Versicherung, daß er gewiß keinen Kreuzer habe. Allein der Husar redete ihm zu, er sollte doch nur Vertrauen zu dem heiligen Alfonsus haben und nachsehen. Alfonsus habe ihn noch nie getäuscht. Wollte er wohl oder übel, so mußte er seine Taschen umkehren und leer machen. Die hundert Gulden kamen richtig zum Vorschein, und hatte er vorher dem schlauen Husaren die Hälfte von seinem Gulden abgenommen, so mußte er jetzt auch seine hundert Gulden mit ihm teilen, da half kein Bitten und kein Flehen. — Das war listig, aber eben doch eine Schandthat, zumal in einer Kapelle und vor einem Heiligen.

20. Mittel gegen Zank und Schläge.

Zwei Eheleute nicht weit von Segringen lebten miteinander in Friede und Liebe, abgerechnet, daß sie bisweilen einen kleinen Wortwechsel bekamen, wenn der Mann einen Stich hatte. Alsdann gab ein Wort das andre. Das letzte aber gab gewöhnlich blaue Flecke. Zum Beispiel: „Frau", sagte der Mann, „die Suppe ist wieder nicht genug gesalzen, und ich hab' dir's doch schon so oft gesagt." Die Frau sagt: „Mir ist sie eben so recht." Der Mann bekommt etwas Röte im Gesicht. „Du unverständiges Maul, ist das eine Antwort einer Frau gegen ihren Mann. Soll ich mich nach dir richten?" Die Frau erwidert: „Draußen in der Küche ist das Salzfaß. Ein andermal koch' dir selber, oder sieh', wer dir kocht." Der Mann wird flammrot und wirft der Frau die Suppe samt dem Teller vor die Füße. „Da, friß die Tränke selber." Jetzt geht's der Frau auf, wie wenn man ein Stellbrett aufzieht, und das Wasser fließt in die Läufe, und alle Mühlenräder gehen an, und sie überschüttet ihn mit Schmähungen und Schimpfnamen, die kein Mann gern hört, am wenigsten von einer Frau, am allerwenigsten von seiner eignen. Der Mann aber sagt: „Ich seh' schon, ich muß dir den Rücken wieder ein wenig blau anstreichen mit dem hagebuchenen Pinsel." Solcher Liebkosungen endlich müde, ging die Frau zu dem Pfarrherrn und klagte ihm ihre Not. Der Herr Pfarrer, der ein feiner und kluger junger Mann war, merkte bald, daß die Frau durch Widersprechen und Schimpfen gegen ihren Mann selber schuld an seinen Mißhandlungen sei. „Hat Euch mein seliger Vorfahr nie von dem geweihten Wasser gegeben?" sagte er. „Kommt in einer Stunde wieder zu mir!"

Unterdessen goß er reines, frisches Brunnenwasser in ein Fläschlein, das ungefähr einen Schoppen hielt, versüßte es mit Zucker und ließ ein Tröpflein Rosenöl darein träufeln, daß es einen lieblichen Geruch gewann. „Dieses Fläschlein", sagte er zu ihr, „müßt Ihr in Zukunft immer bei Euch tragen, und so Euer Mann wieder aus dem Wirtshaus kommt und will Euch Vorwürfe machen, so nehmt ein Schlücklein davon und behaltet's im Munde, bis er wieder zufrieden ist. Alsdann wird seine Wunderlichkeit nie mehr in Zorn ausbrechen, und er wird Euch keine Schläge mehr geben können."

Die Frau befolgte den Rat; das geweihte Wasser bewährte seine Kraft, und die Nachbarsleute sagten oft zusammen: „Unsre Nachbarn sind ganz anders worden. Man hört nichts mehr." — Merke!

21. Ein gutes Rezept.

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau kuriert hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol' mir einen Doktor, sonst kann

ich's nimmer aushalten vor Schmerzen!" Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Wege war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei; der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: ich will's probieren. „Gnädiger Herr", sagt er, „wolltet Ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Käsperlein oder zwei Vierundzwanziger nicht auch?" fragt ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein", und offenbarte ihm, wozu er das Geld benötigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht expreß darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und sah recht leer und betrübt darin aus, meinte sie, es ist der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht recht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch dann jetzt ein Rezept verschreiben", und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon so einer da gewesen und hab' ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf das Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er auch nicht wenig, und sagte zu ihr: „Frau", sagte er, „Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat Euch fünfundzwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich Euch nicht verschreiben können."

Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kuriert und der Kaiser die arme, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheiratet.

---

22. Die zwei Postillione.

Zwei Handelsleute reisten oft auf der Extrapost von Fürth nach Hechingen, oder von Hechingen nach Fürth, wie jeden sein Geschäft ermahnte; und gab der eine dem Postillion ein schlechtes Trinkgeld, so gab ihm der andre kein gutes. Denn jeder sagte: „Für was soll ich dem Postknecht einen Zwölfer schenken? Ich trag' ja nicht schwer daran." Die Postillione aber, der von Dinkelsbühl und der von Ellwangen, sagten: „Wenn wir nur einmal den Herren einen Dienst erweisen könnten, daß sie spendaschlicher würden!" Eines Tages kommt der Fürther in Dinkelsbühl an, und will weiter. Der Postillion sagte zu seinem Kameraden: „Fahr' du den Passagier." Der Kamerad sagte: „Es ist an dir." Unterdessen saß der Reisende ganz geduldig in seinem offenen Eliaswagen, bis der Postillion aufsaß. Als er sah, daß der Postillion im Sattel recht saß und die Peitsche erhob, sagte er: „Fahr zu, Schwager! Werf Er mich nicht um!" Am nämlichen Nachmittag fuhr auch der Hechinger von Ellwangen ab, und der Postillion dachte bei sich selbst: „Wenn jetzt nur mein Kamerad von Dinkelsbühl mit dem Fürther auf dem Wege wäre!" Indem er fährt, bergauf bergab, nicht weit vom Segringer Zollhaus, wo dem Hausfreund und seinem Reisekumpan in München auch einmal die Haare geschnitten worden sind, begegnen sie einander; keiner will dem andern ausweichen. Jeder sagt: „Ich führe einen honetten Herrn, einen Suitier, keinen Pfennigschaber, wie du, dem seine Sechsbatzenstücke aussehen wie die Hildburghäuser Groschen." Endlich legte sich der Fürther auch in den Streit: „Gott's Wunder!" sagte er, „sollen wir noch einmal vierzig Jahr in der Wüste bleiben?" und schimpfte zuletzt den Ellwanger, daß ihm dieser mit der Peitsche einen Hieb ins Gesicht gab. Der Dinkelsbühler sagt: „Du sollst meinen Passagier nicht hauen; er ist mir anvertraut und zahlt honett,

oder ich hau' den deinigen auch." — „Untersteh' dich und hau' mir meinen Herrn!" sagte der Ellwanger. Also hieb der Dinkelsbühler des Ellwangers Passagier, und riefen einander in unaufhörlichem Zorn zu: „Willst du meinen Herrn in Frieden lassen, oder soll ich dir den deinigen ganz zu einem Lungenmus zusammenhauen?" und je schmerzlicher der eine au und der andre weh schrie, desto kräftiger hieben die Postillione auf sie ein, bis sie des unbarmherzigen Spaßes selber müde wurden. Als sie aber auseinander waren und jeder wieder seines Weges fuhr, sagten die Postillione zu ihren Reisenden so und so: „Nicht wahr, ich hab' mich Euer rechtschaffen angenommen? Mein Kamerad wird's niemand rühmen, wie ich ihm seinen Herrn zerhauen habe. Aber diesmal kommt's Euch auch auf ein besseres Trinkgeld nicht an." — „Wenn's der Fürst wüßte", sagte der Dinkelsbühler, „es wäre ihm um einen Maxd'or nicht leid. Er sieht darauf, daß man die Reisenden gut hält."

Merke: Es ist kein Geld schlechter erhaust, als was man armen Leuten am Lohn und Trinkgeld vorenthält, und wofür man gehauen oder sonst verunehrt wird. Für ein paar Groschen kann man viel Freundlichkeit und guten Willen kaufen.

23. Die drei Diebe.

Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt. Doch ist sie in einem schönen Buch beschrieben und zu Vers gebracht.

Der Zundelheiner und der Zundelfrieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter kopuliert war, nämlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rote Dieter, hielt's auch mit und war der jüngste. Doch mordeten sie nicht und griffen keine Menschen an, sondern visitierten nur bei Nacht in den Hühnerställen und, wenn's Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen; und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenn's aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich untereinander mit allerlei Aufgaben und Wagstücken, um im Handwerk weiter zu kommen. Einmal im Wald sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Nest sitzen, denkt, er hat Eier, und fragt die andern: „Wer ist im stande und holt dem Vogel dort oben die Eier aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt?" Der Frieder, wie

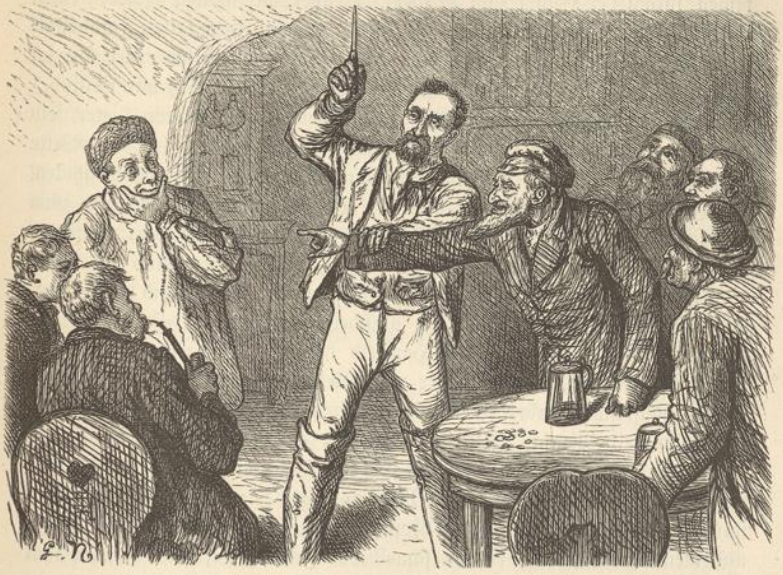
eine Katze, klettert hinauf, naht sich leise dem Nest, bohrt langsam ein Löchlein unten drein, läßt ein Eilein nach dem andern in die Hand fallen, flickt das Nest wieder zu mit Moos und bringt die Eier. — „Aber wer dem Vogel die Eier wieder unterlegen kann“ — sagte jetzt der Frieder — „ohne daß es der Vogel merkt!“ Da kletterte der Heiner den Baum hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel langsam die Eier unterschob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langsam die Hosen ab, ohne daß es der Heiner merkte. Da gab es ein groß Gelächter, und die beiden andern sagten: „Der Frieder ist der Meister.“ Der rote Dieter aber sagte: „Ich sehe schon, mit euch kann ich's nicht zugleich thun, und wenn's einmal zu bösen Häusern geht und der Unrechte kommt über uns, so ist's mir nimmer Angst für euch, aber für mich.“ Also ging er fort, wurde wieder ehrlich und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich. Im Spätjahr, als die zwei andern noch nicht lang auf dem Roßmarkt ein Rößlein gestohlen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe; denn sie hatten gehört, daß er ein Schwein geschlachtet, und wollten ein wenig achtgeben, wo es liegt. Es hing in der Kammer an der Wand. Als sie fort waren, sagte der Dieter: „Frau, ich will das Säulein in die Küche tragen und die Mulde drauf decken, sonst ist es morgen nimmer unser.“ In der Nacht kommen die Diebe, brechen, so leise sie können, die Mauer durch, aber die Beute war nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, steht auf, geht um das Haus und sieht nach. Unterdessen schleicht der Heiner um das andre Eck herum ins Haus bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Mannes Stimme an und sagt: „Frau, die Sau ist nimmer in der Kammer.“ Die Frau sagt: „Schwätz nicht so einfältig! Hast du sie nicht selber in die Küche unter die Mulde getragen?“ „Ja so“, sagte der Heiner, „drum bin ich halb im Schlaf“ und ging, holte das Schwein und trug es unbeschrieen fort, wußte in der finstern Nacht nicht, wo der Bruder ist, dachte, er wird schon kommen an den bestellten Platz im Wald. Und als der Dieter wieder ins Haus kam und nach dem Säulein greifen will, „Frau“, rief er, „jetzt haben's die Galgenstricke doch geholt.“ Allein, so geschwind gab er nicht gewonnen, sondern setzte den Dieben nach, und als er den Heiner einholte (er war schon weit vom Hause weg) und als er merkte, daß er allein sei, nahm er schnell die Stimme des Frieders an und sagte: „Bruder, laß jetzt mich das Säulein tragen, du wirst müde sein.“ Der Heiner meint, es sei der Bruder und gibt ihm das Schwein, sagt, er wolle voraus gehen in den

Wald und ein Feuer machen. Der Dieter aber kehrte hinter ihm um, sagte für sich selber: „Hab' ich dich wieder, du liebes Säulein!“ und trug es heim. Unterdessen irrte der Frieder in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer sah, und kam und fragte den Bruder: „Hast du die Sau, Heiner?“ Der Heiner sagte: „Hast du sie denn nicht, Frieder?“ Da schauten sie einander mit großen Augen an, und hätten kein so prasselndes Feuer von buchenen Spänen gebraucht zum Nachtkochen. Aber desto schöner prasselte jetzt das Feuer daheim in Dieters Küche. Denn das Schwein wurde sogleich nach der Heimkunft verhauen und Kesselfleisch über das Feuer gethan. Denn der Dieter sagte: „Frau, ich bin hungrig, und was wir nicht beizeiten essen, holen die Schelme doch.“ Als er sich aber in einen Winkel legte und ein wenig schlummerte, und die Frau kehrte mit der eisernen Gabel das Fleisch herum und schaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf so seufzte, kam eine zugespitzte Stange langsam durch das Kamin herab, spießte das beste Stück im Kessel an und zog's herauf; und als der Mann im Schlaf immer ängstlicher winselte, und die Frau immer emsiger nach ihm sah, kam die Stange zum zweitenmal; und als die Frau den Dieter weckte: „Mann, jetzt wollen wir anrichten!“ da war der Kessel leer, und wär' ebenfalls kein großes Feuer nötig gewesen zum Nachtkochen. Als sie aber beide schon im Begriff waren, hungrig ins Bett zu gehen, und dachten: „Will der Henker das Säulein holen, so können wir's ja doch nicht heben, da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das Loch der Mauer in die Kammer, und aus der Kammer in die Stube, und brachten wieder, was sie gemaust hatten. Jetzt ging ein fröhliches Leben an. Man aß und trank, man scherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es sei das letzte Mal, und war guter Dinge, bis der Mond im letzten Viertel über das Häuslein wegging und zum zweitenmal im Dorf die Hahnen krähten und von weitem der Hund des Metzgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des roten Dieter sagte: „Jetzt ist's einmal Zeit ins Bett!“ kamen die Strickreiter von wegen des gestohlenen Rößleins und holten den Zundelheiner und den Zundelfrieder in den Turm und in das Zuchthaus.

24. Schlechter Gewinn.

Ein junger Kerl that vor einem Juden gewaltig groß, was er für einen sichern Hieb in der Hand führe, und wie er eine Stecknadel der Länge

nach spalten könne mit einem Zug. „Ja gewiß, Mauschel Abraham“, sagte er, „es soll einen Siebzehner gelten, ich haue dir in freier Luft das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar und ohne Blut.“ Die Wette galt; der Jude hielt so etwas nicht für möglich, und das Geld wurde ausgesetzt auf den Tisch.



Der junge Kerl zog sein Messer und hieb und verlor's, denn er hieb dem armen Juden in der Ungeschicklichkeit das Schwarze vom Nagel und das Weiße vom Nagel und das andre Gelenk mit einem Zuge rein von dem Finger weg. Da that der Jude einen lauten Schrei, nahm das Geld und sagte: Au waih, ich hab's gewonnen!“

An diesen Juden soll jeder denken, wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe wert ist.

Wie mancher Prozeßkrämer hat auch schon so sagen können! Ein General meldete einmal seinem Monarchen den Sieg mit folgenden Worten: „Wenn ich noch einmal so siege, so komme ich allein heim!“ Das heißt mit andern Worten auch: Au waih, ich hab's gewonnen!

25. Wie der Zundelfrieder und sein Bruder dem roten Dieter abermals einen Streich spielen.

Als der Zundelheiner und der Zundelfrieder wieder aus dem Turm kamen, sprach der Heiner zum Frieder: „Bruder, wir wollen doch den roten Dieter besuchen, sonst meint er, wir sitzen ewig in dem kalten Hundsstall beim Herrn Vater auf der Herberge.“ — „Wir wollen ihm einen Streich spielen“, sagte der Frieder zum Heiner, „ob er's merkt, daß wir es sind.“ Also empfing der Dieter ein Brieflein ohne Unterschrift: „Roter Dieter, seid heute Nacht auf Eurer Hut, denn es haben zwei Diebsgesellen eine Wette gethan: einer will Eurer Frau das Leintuch unter dem Leibe wegholen, und Ihr sollt es nicht hindern können.“ Der Dieter sagte: „Das sind zwei rechte Spitzbuben aneinander. Der eine wettet, er wolle das Leintuch holen, und der andre macht einen Bericht, damit sein Kamerad die Wette nicht gewinnt. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Heiner und der Frieder im Zuchthaus sitzen, so wollt' ich glauben, sie seien's.“ In der Nacht schlichen die Schelme durch das Hanffeld heran. Der Heiner stellte eine Leiter ans Fenster, also, daß der rote Dieter es wohl hören konnte, und steigt hinauf, schiebt aber einen ausgestopften Strohmann vor sich her, der aussah wie ein Mensch. Als inwendig der rote Dieter die Leiter anstellen hörte, stand er leise auf und stellte sich mit einem dicken Bengel neben das Fenster, denn das sind die besten Pistolen, sagte er zu seiner Frau, sie sind immer geladen; und als er den Kopf des Strohmanns herauf wackeln sah und meinte, der sei es, riß er schnell das Fenster auf und versetzte ihm einen Schlag auf den Kopf aus aller Kraft, also daß der Heiner den Strohmann fallen ließ und einen lauten Schrei that. Der Frieder aber stand unterdessen mausstill hinter einem Pfosten vor der Hausthür. Als aber der rote Dieter den Schrei hörte und es war alles auf einmal still, sagte er: „Frau, es ist mir, die Sache sei nicht gut, ich will doch hinuntergehen und schauen, wie es aussieht.“ Indem er zur Hausthür hinausgeht, schleicht der Frieder, der hinter dem Pfosten war, hinein, kommt bis vor das Bett, nimmt wieder, wie in einer der vorigen Erzählungen, als sie das Säulein stahlen, des roten Dieters Stimme an, und es ist wieder ebenso wahr. „Frau“, sagte er mit ängstlicher Stimme, „der Kerl ist maustot, und denk' nur, es ist des Schultheißen Sohn. Jetzt gib mir geschwind das Leintuch, so will ich ihn darin forttragen in den Wald und will ihn dort einscharren, sonst geht's zu bösen Häusern.“

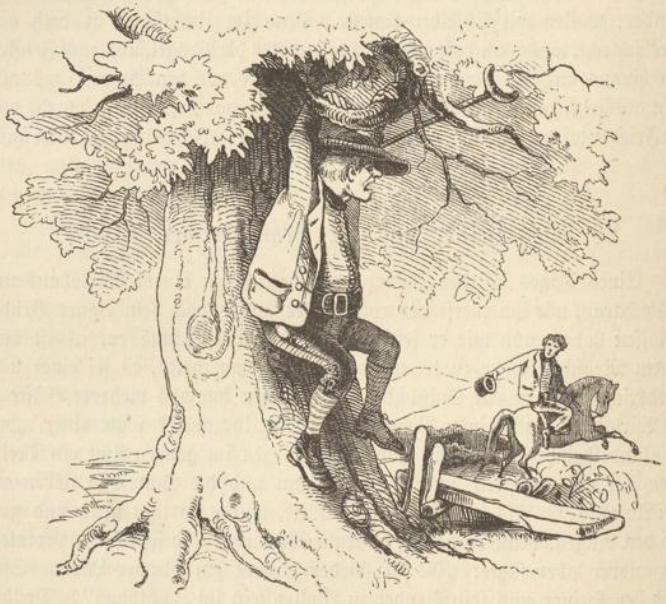
Die Frau erschrickt, richtet sich auf und gibt ihm das Leintuch. Kaum war er fort, so kommt der rote Dieter wieder und sagt ganz getröstet: „Frau, es ist nur ein dummer Bubenstreich gewesen, und der Dieb ist von Stroh.“ Als aber die Frau ihn fragte, „wo hast du denn das Leintuch?“ und lag auf dem bloßen Spreuersack, da gingen dem Dieter erst die Augen auf, und sagte: „O ihr vermaledeiten Spitzbuben! Jetzt ist's doch der Frieder gewesen und der Heiner, und kein andrer.“

Aber auf dem Heimweg sagte der Frieder zum Heiner: „Aber jetzt, Bruder, wollen wir's bleiben lassen. Denn im Zuchthaus ist doch auch alles schlecht, was man bekommt, ausgenommen die Prügel, und zum Fensterlein hinaus auf der Landstraße hat man etwas vor den Augen, das auch nicht aussieht, als wenn man gern dran hängen möchte.“ Also wurde auch der Frieder wieder ehrlich. Aber der Heiner sagte: „Ich geb's noch nicht auf.“

26. Der Heiner und der Brassenheimer Müller.

Eines Tages saß der Heiner ganz betrübt in einem Wirtshaus und dachte daran, wie ihn zuerst der rote Dieter und danach sein eigner Bruder verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. Nein, dachte er, es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen, und wenn man meint, es sei einer noch so ehrlich, so ist er ein Spitzbube. Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirtshaus und trinken Neuen, und „wißt ihr auch,“ sagte einer, „daß der Zundelheiner im Land ist und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und die Schreiber stehen auf dem Anstand?“ Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn einer, und jetzt sei er verraten. Ein andrer aber sagte: „Es ist wieder einmal ein blinder Lärm. Sitzt nicht der Heiner und sein Bruder zu Wollenstein im Zuchthaus?“ Drüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Brassenheimer Müller mit roten Pausbacken und kleinen freundlichen Augen daher geritten. Und als er in die Stube kam und thut den Kameraden, die bei dem Neuen sitzen, Bescheid und hört, daß sie von dem Zundelheiner sprechen, sagt er: „Ich hab' schon soviel von dem Zundelheiner erzählen gehört. Ich möcht' ihn doch auch einmal sehen.“ Da sagt ein andrer: „Nehmt Euch in acht, daß Ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sei wieder im Lande.“

Aber der Müller mit seinen Pausbacken sagte: „Pah! ich komm' noch bei guter Tageszeit durch den Fridstädter Wald, dann bin ich auf der Landstraße, und wenn's fehlen will, geb' ich dem Schimmel die Sporen." Als das der Heiner hörte, fragte er die Wirtin: „was bin ich schuldig?" und geht fort in den Fridstädter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Mensch. „Gebt mir für ein Käsperlein Eure Krücke", sagt er zu dem lahmen Soldaten.



„Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut schreien möchte, wenn ich drauf treten muß. Im nächsten Dorf, wo Ihr abgeladen werdet, macht Euch der Wagner eine neue." Also gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwei betrunkene Soldaten an ihm vorbei und singen das Reiterlied. Wie er in den Fridstädter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon weg, an die Straße, und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre.

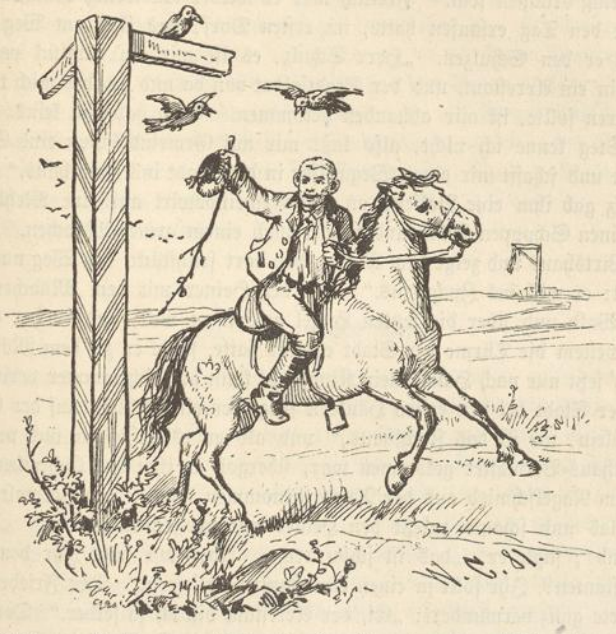
Drüber kommt auf stattlichem Schimmel der Müller daher trottiert und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?“ Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, sagt der Heiner mit kläglicher Stimme: „Wollt Ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit thun an einem armen lahmen Mann? Zwei betrunkene Soldaten, sie werden Euch wohl begegnet sein, haben mir all mein Almosengeld abgenommen und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert, und sie ist an den Ästen hängen blieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wollt Ihr nicht so gut sein und sie mit Eurer Peitsche herabzwicken?“ Der Müller sagte: „Ja, sie sind mir begegnet an der Waldspitze. Sie haben gesungen: So herzig, wie mein Liesel, ist halt nichts auf der Welt.“ Weil aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baume mußte, so stieg er von dem Roß ab, um die Krücke herabzuzwicken. Als er aber an dem Baum war und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. „Laßt Euch das Gehen nicht verdrießen“, rief er dem Müller zurück, „und wenn Ihr heimkommt, so richtet Eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundelheiner!“ Als er aber eine Viertelstunde nach Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam, und alle Räder klapperten, daß ihn niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Hausthür an und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

27. Wie sich der Zundelheiner hat beritten gemacht.

Als der Zundelheiner bald alle listigen Diebsstreiche durchgemacht und fast ein Überleid daran bekommen hatte, denn der Zundelheiner stiehlt nie aus Not oder aus Gewinnsucht, oder aus Liederlichkeit, sondern aus Liebe zur Kunst und zur Schärfung des Verstandes: hat er nicht dem Brassenheimer Müller den Schimmel selber wieder an die Thür gebunden? Was will der geneigte Leser oder des Hausfreundes Reisegefährte nach Lenzkirch mehr verlangen? Eines Abends, als er, wie gesagt, fast alles durchgemacht hatte, dachte er: „Jetzt will ich doch auch einmal probieren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt.“ Also stahl er in selbiger Nacht eine Geiß, drei Schritte von der Scharwache, und ließ sich attrappieren.

Den andern Tag im Verhör gestand er alles. Wie er aber bald merkte, daß ihm der Richter fünfundzwanzig oder etwas zum Andenken wollte mitgeben lassen, dachte er: „ich bin noch nicht ehrlich genug.“ Deswegen verschnappte er sich noch ein wenig in den Redensarten und gestand bei der weitern Untersuchung nach kurzem Widerstand, wie er von jeher ein halber Kakerlak gewesen sei, das heißt, ein Mensch, der bei Nacht fast besser sieht, als am Tag, und als ihn der Richter aufs Eis führen wollte, ob er nicht noch von ein paar andern Diebstählen wisse, die kürzlich begangen worden, sagte er, allerdings wisse er davon, und er sei derjenige. Als ihm den andern Morgen der Spruch publiziert wurde, er müsse ins Zuchthaus, und der Stadtsoldat, der ihn begleiten sollte, stand schon vor der Thür, denn es war zwanzig Stunden weit, sagte er ganz reumütig: „Recht findet seinen Knecht. Was ich verdient habe, wird mir werden.“ Unterwegs erzählte er dem Stadtsoldaten, er sei auch schon Militär gewesen. „Bin ich nicht sechs Jahre bei Klebecks Infanterie in Dienst gewesen? Könnte ich Euch nicht sieben Wunden zeigen aus dem Scheldekrieg, den der Kaiser Josef mit den Holländern führen wollte?“ Der treuherzige Begleiter sagte: „Ich hab's nie weiter bringen können, als zum Stadtsoldaten. Eigentlich wär' ich ein Nagelschmied. Aber die Zeiten sind schlimm.“ — „Im Gegenteil“, sagte der Heiner, „ein Stadtsoldat ist mir respektabler als ein Feldsoldat. Denn Stadt ist mehr als Feld, deswegen avanciert der Feldsoldat in seinem Alter noch zum Stadtsoldaten. Zudem, der Stadtsoldat wacht für seiner Mitbürger Leben und Eigentum, für eigen Weib und Kind. Der Kriegssoldat zieht ins Feld und kämpft, er weiß nicht für wen und nicht für was. Zudem“, sagte er, „kann ein Stadtsoldat, wenn er nichts Ungeschicktes begangen hat, mit Ehren sterben, wann er will. Unser einer muß sich schon drum totstechen lassen. Ich versichere Euch“, fuhr er fort, „ich und meine Feinde (er meinte die Strickreiter) wir haben wenig Ehre davon, daß ich noch lebe.“ Der Nagelschmied wurde über diese ehrenvolle Vergleichung so gerührt, daß er bei sich selbst dachte, einen so gütigen und herablassenden Arrestanten habe er noch nicht leicht transportiert, und der Heiner ging immer mit großen Schritten voraus, um den Nagelschmied recht müde und trocken zu machen in der Sonnenhitze. „Darin unterscheiden sich die Feldsoldaten von den Stadtsoldaten“, sagte er, „daß sie an einen weiten Schritt gewöhnt sind von dem Marsch.“ Abends um vier Uhr, als sie in ein Dörflein kamen und an ein Wirtshaus, „Kamerad“, sagte der Heiner, „wollen wir nicht einen

Schoppen trinken?“ — „Herr Kamerad“, erwiderte der Nagelschmied, „was ihm recht ist, ist mir auch recht.“ Also tranken sie miteinander einen Schoppen, auch eine halbe Maß, auch eine Maß, auch zwei, und Brüderschaft ohnehin, und der Heiner erzählte immerfort von seinen Kriegsaffairen, bis der Nagelschmied vor Schwere des Weins und Müdigkeit einschlief. Als er nach einigen Stunden wieder aufwachte und den Heiner nimmer sah, war sein erster Gedanke: „Was gilt's, der Herr Bruder ist allgemach vorausgegangen.“



Nein, er stand nur ein wenig draußen vor der Thür, denn der Heiner geht nicht leicht leer fort. Als er wieder hereinkam, sagte er: „Herr Bruder, der Mond will bald aufgehen. Wenn dir's recht ist, so bleiben wir lieber hier übernacht.“ Der Nagelschmied, schläfrig und träge, sagte: „Wie der Herr Bruder meint.“

In der Nacht, als der Nagelschmied fest schlief und alle Töne aus dem Baß in den Diskant und wieder in den Baß durchschnarchte, der Heiner

aber nicht schlafen konnte, stand der Heiner auf, visitierte für Zeitvertreib des Herrn Bruders Taschen und fand unter anderm das Schreiben, das wegen seiner dem Stadtsoldaten an den Zuchthausverwalter war mitgegeben worden. Hierauf probierte er für Zeitvertreib des Herrn Bruders neue Monturstiefeln an. Sie waren ihm recht. Hierauf ließ er sich zum Zeitvertreib durch das Fenster auf die Gasse herab, und ging des geraden Weges fort, so weit ihm der Mond leuchtete. Als der Nagelschmied früh erwachte und den Herrn Bruder nimmer gewahr wurde, dachte er: „Er wird wieder ein wenig draußen sein." Freilich war er wieder ein wenig draußen, und als er den Tag erlaufen hatte, im ersten Dorf, das ihm am Weg war, weckte er den Schulzen. „Herr Schulz, es ist mir ein Unglück passiert. Ich bin ein Arrestant, und der Stadtsoldat von da und da, der mich transportieren sollte, ist mir abhanden gekommen. Geld habe ich keins. Weg und Steg kenne ich nicht, also laßt mir auf Gemeindekosten eine Suppe kochen und schafft mir einen Wegweiser in die Stadt ins Zuchthaus." Der Schulz gab ihm eine Bollette an den Gemeindswirt auf eine Mehlsuppe und einen Schoppen Wein und schickte nach einem armen Mädchen. „Geh' ins Wirtshaus und zeige dem Mann, der dort frühstückt, den Weg nach der Stadt; er will ins Zuchthaus." Als der Heiner mit dem Mädchen aus dem Wald und über die letzten Hügel gekommen war, und in der Ebene von weitem die Türme der Stadt erblickt hatte, sagte er zu dem Mädchen: „Geh' jetzt nur nach Haus, mein Kind, jetzt kann ich mich nimmer verirren." In der Stadt bei den ersten Häusern fragte er ein Büblein auf der Gasse: „Büblein, wo ist das Zuchthaus," und als er es gefunden und vor den Zuchthaus-Verwalter gekommen war, übergab er ihm das Schreiben, das er dem Nagelschmied aus der Tasche genommen hatte. Der Verwalter las und las und schaute zuletzt den Heiner mit großen Augen an. „Guter Freund", sagte er, „das ist schon recht. Aber wo habt Ihr denn den Arrestanten? Ihr sollt ja einen Arrestanten abliefern." Der Frieder antwortete ganz verwundert: „Ei, der Arrestant bin ich ja selber." Der Verwalter sagte: „Guter Freund, es scheint, Ihr wollt Spaß machen. Hier spaßt man nicht. Gesteht's, Ihr habt den Arrestanten entwischen lassen! Ich seh' es aus allem." Der Heiner sagte: „Wenn Sie es aus allem sehen, so will ich's nicht leugnen. Wenn mir aber Ihro Excellenz", sagte er zu dem Verwalter, „einen Berittenen mitgeben wollen, so getrau' ich mir, den Vagabunden noch einzufangen. Denn es ist kaum eine Viertelstunde, daß er mir aus den Augen gekommen ist." —

„Einfältiger Tropf", sagte der Verwalter, „was nützt dem Berittenen die Geschwindigkeit des Rosses, wenn er mit einem Unberittenen reiten soll. Könnt Ihr reiten?" Der Heiner sagte: „Bin ich nicht sechs Jahre württemberger Dragoner gewesen?" — „Gut", erwiderte der Verwalter, „man wird für Euch ebenfalls ein Roß satteln lassen, und zwar für Euer eigen gutes Geld, ein andermal gebt Achtung," und verschaffte ihm in der Eile ein offenes Ausschreiben an alle Ortsvorgesetzte, auf daß wenn er Mannschaft nötig habe zum Streif. Also ritten der Strickreiter und der Zundelheiner miteinander dahin, um den Zundelheiner aufzusuchen, bis an einen Scheideweg. An dem Scheideweg sagte der Heiner dem Strickreiter, auf welchem er selber reiten wolle. „Am Rhein, an der Fahrt kommen wir wieder zusammen." Als sie aber einander aus den Augen verloren hatten, wendete sich der Heiner wieder rechts und machte mit seinem Ausschreiben in allen Dörfern Lärm, und ließ die Sturmglocken anziehen, der Zundelheiner sei im Revier, bis er an der Grenze war. An der Grenze aber gab er dem Rößlein einen Fitzer und ritt hinüber.

So etwas könnte hier zu Lande nicht passieren.

---

28. List gegen List.

Einem namhaften Goldschmied hatten zwei vornehm gekleidete Personen für 3000 Thaler kostbare Kleinode abgekauft für die Krönung in Ungarn. Hernach bezahlten sie ihm 1000 Thaler bar, legten alles, was sie ausgesucht hatten, in ein Schächtelein zusammen, siegelten das Schächtelein zu und gaben es dem Goldschmied gleichsam als Unterpfand für die noch fehlende Summe wieder in Verwahrung, wenigstens kam es dem Goldschmied so vor, als wenn es das nämliche wäre. „In vierzehn Tagen", sagten sie, „bringen wir Euch die fehlende Summe und nehmen alsdann das Schächtelein in Empfang." Alles wurde schriftlich gemacht. Allein es vergehen drei Wochen, niemand meldet sich. Der Krönungstag geht vorüber, es gehen noch vier Wochen vorüber. Niemand will mehr nach dem Schächtelein fragen. Endlich dachte der Goldschmied: Was soll ich euer Eigentum hüten auf meine Gefahr, und mein Kapital tot darinnen liegen haben? Also wollte er das Schächtelein im Beisein einer obrigkeitlichen Person eröffnen, und die bereits empfangenen 1000 Thaler hinterlegen. Als es aber geöffnet ward, „lieber gute Goldschmied", sagte

der Aktuarius, „wie seid Ihr von den zwei Spitzbuben angeschmiert.“ Nämlich im Schächtelein lagen statt Edelgestein Kieselstein, und Fensterblei statt Goldes. Die zwei Kaufleute waren spitzbübische Taschenspieler, böhmische Juden, brachten das wahre Schächtelein unvermerkt auf die Seite, und gaben dem Goldschmied ein andres zurück, welches ebenso aussah. „Goldschmied“, sagte der Aktuarius, „hier ist guter Rat teuer. Ihr seid ein unglücklicher Mann.“ Indem trat wohlgekleidet und ehrbar ein Fremder zur Thür herein und wollte dem Goldschmied allerlei krummgebogenes Silbergeschirr und einfechtige Schnallen*) verkaufen, und sah den Spektakel. „Goldschmied“, sagte er, als der Aktuarius fort war, „Euer Lebelang müßt Ihr Euch nicht mit den Schreibern einlassen. Haltet Euch an praktische Männer. Habt Ihr das Herz, eine Wurst an eine Speckseite zu setzen, Euch ist zu helfen. Wenn Euer Schächtelein oder der Wert dafür noch in der Welt ist; ich schaff' Euch die Spitzbuben wieder ins Haus.“ — „Wer seid Ihr, um Vergebung?“ fragte der Goldschmied. — „Ich bin der Zundelheiner“, erwiderte der Fremde mit Vertrauen und mit einem recht liebenswürdig freundlichen Spitzbubengesicht. Wer den Heiner nicht persönlich kennt, wie der Hausfreund, der kann sich keine Vorstellung davon machen, wie ehrlich und gutmütig er sich anstellen und dem vorsichtigsten Menschen so unwiderstehlich das Herz und das Vertrauen abstehlen kann, wie das Geld. Auch ist er in der That so schlimm nicht, als man ihn zwischen Bühl und Achern dafür hält. Ob nun der Goldschmied noch überdies an das Sprichwort dachte, daß man Spitzbuben am besten mit Spitzbuben fangen könne, oder ob er an ein andres Sprichwort dachte, daß, wer das Roß geholt hat, der hole auch den Zaum (wegen einer guten Freundin will ihn der Hausfreund nicht mit Namen nennen), kurz der Goldschmied vertraut sich dem Heiner an. „Aber ich bitte Euch“, sagte er, „betrügt mich nicht.“ „Verlaßt Euch auf mich“, sagte der Heiner, „und erschreckt nicht allzusehr, wenn Ihr morgen früh wieder um etwas klüger geworden seid!“ Vielleicht ist der Heiner auf einer Spur? Nein, er ist noch auf keiner. Aber wer in selbiger Nacht dem Goldschmied auch noch vier Dutzend silberne Löffel, sechs silberne Salzbüchslein, sechs goldene Ringe mit kostbaren Steinen holte, das war der Heiner. Manch geneigter Leser, der auf ihn nicht viel halten will, wird denken: „Das geschah dir recht.“

*) „Einfechtige Schnallen“ sind solche, wo vom gleichen Paar nur eine vorhanden ist.

Desto besser. Denn dem Goldschmied war es auch recht. Nämlich auf dem Tisch fand er von dem Zundelheiner einen eigenhändigen Empfangschein, daß er obige Artikel richtig erhalten habe, und ein Schreiben, wie sich der Goldschmied nun weiter zu verhalten habe. Nämlich er zeigt jetzt nach des Heiners Anleitung den Diebstahl bei Amt an, und bat um einen Augenschein. Hernach bat er den Amtmann, die verlorenen Artikel in allen Zeitungen bekannt zu machen. Hernach bat er, auch das versiegelte Schächtelein mit seiner ganzen Beschreibung mit in das Verzeichnis zu setzen, um etwas.

Der Amtmann sah ins Klare und verwilligte ihm den Wunsch. „Einem honetten Goldschmied", dachte er, „kann ein Mann, der eine Haushaltung führt, etwas zum Gefallen thun." Also verlauft es sich in alle Zeitungen, dem Goldschmied sei gestohlen worden das und das, unter anderm ein Schächtelein so und so, mit vielen kostbaren Edelgesteinen, die alle benannt wurden. Die Nachricht kam bis nach Augsburg. „Löb", schmunzelte dort ein böhmischer Jud' dem andern zu, „der Goldschmied wird nie erfahren, was in dem Schächtelein war. Weißt du, daß es ihm gestohlen ist?" — „Desto besser", sagte der Löb, „so muß er uns auch unser Geld zurückgeben, und hat gar nichts." Kurz die Betrüger gehen dem Heiner in die Falle und kommen wieder zu dem Goldschmied. „Seid so gut und gebt uns jetzt das Schächtelein! Nicht wahr, wir haben Euch ein wenig lange

warten lassen?" — „Liebe Herren", erwiderte der Goldschmied, „euch ist unterdessen ein großes Unglück geschehen, das Schächtelein ist euch gestohlen. Habt ihr's noch in keiner Zeitung gelesen?" Der Löb erwiderte mit ruhiger Stimme: „Das wäre uns leid, aber das Unglück wird wohl auf Eurer Seite sein. Ihr liefert uns das Schächtelein ab, wie wir's Euch in die Hände gegeben haben, oder Ihr gebt uns unser vorausbezahltes Geld zurück. Die Krönung ist ohnehin vorüber." —

Man sprach hin, man sprach her, „und das Unglück wird eben doch auf eurer Seite sein", nahm wieder der Goldschmied das Wort. Denn im nämlichen Augenblick traten jetzt mit seiner Frau vier Hatschiere in die Stube, handfeste Männer, wie sie sind, und faßten die Spitzbuben. Das Schächtelein war nimmer aufzutreiben, aber das Zuchthaus und so viel Geld und Geldeswert, als nötig war, den Goldschmied zu bezahlen. Aus Dankbarkeit zerriß der Goldschmied hernach den Empfangschein des Heiner. Aber der Heiner brachte ihm alles wieder und verlangte nichts für seinen guten Rat. „Wenn ich einmal etwa von Eurer Ware benötiget bin", sagte er, „so weiß ich ja jetzt den Weg in Euern Laden und zu Eurem Kästlein. Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte", sagte er, „daß ich der einzige wäre." Denn eifersüchtig ist er.

29. Drei Wünsche.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust daheim ist: wenn man's gut hat, hätt' man's gerne besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele thörichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Liese auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirts Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen bayrische Thaler kurzweg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopften und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Gestalt und Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenrot, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus und überzog alle Wände. Über so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es

aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Fräulein mit wundersüßer silberner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfei, Anna Fritze, die im kristallenen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streut und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr thun; drei Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: Das lautet nicht übel. —

Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Dutzend goldgestickten Hauben, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfei sie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Acht Tage lang“, sagte sie, „habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl und übereilt euch nicht.“ Das ist kein Fehler, dachte der Mann und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduftes zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Öldampf durch die Stube.

So glücklich nun unsre guten Leute in der Hoffnung schon zum voraus waren und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Baßgeigen, so waren sie jetzt doch recht übel dran, weil sie vor lauter Wunsch

nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passieren, ehe sie es genug überlegt hätten. Nun sagte die Frau: „Wir haben ja noch Zeit bis am Freitag."

Des andern Abends, während die Kartoffeln zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als die Frau aber die gerösteten Kartoffeln aus der Pfanne auf das Plättlein anrichtete und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten", sagte sie in aller Unschuld und ohne an etwas zu denken, und — o weh, da war der erste Wunsch gethan. — Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenrot und Rosenduft untereinander durch das Kamin herab, und auf den Kartoffeln lag die schönste Bratwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre", sprach er in der ersten Überraschung, auch in aller Unschuld, und ohne etwas anders zu denken — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst an der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen im Mutterleib, und hing zu beiden Seiten herab wie ein Husarenschnauzbart.

Nun war die Not der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren gethan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichtum und alles Glück zu einer solchen Nasenzierat der Hausfrau. Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergfei bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten und Frau Liese wieder von der vermaledeiten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Liese nachher wie vorher, und die schöne Bergfei kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfei also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche:

Numero eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du

Numero zwei wünschen sollest, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein thörichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder so: Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

30. Gute Geduld.

Ein Franzos ritt eines Tages auf eine Brücke zu, die über ein Wasser ging und fast schmal war, also daß sich zwei Reitende kaum darauf ausweichen konnten. Ein Engländer von der andern Seite her ritt auch auf die Brücke zu, und als sie auf der Mitte derselben zusammenkamen, wollte keiner dem andern Platz machen. „Ein Engländer geht keinem Franzosen aus dem Wege", sagte der Engländer. „Par Dieu", erwiderte der Franzos, „mein Pferd ist auch ein Engländer. Es ist schade, daß ich hier keine Gelegenheit habe, es umzukehren und Euch seinen Stumpfschweif zu zeigen. Also laßt doch wenigstens Euern Engländer, auf dem Ihr reitet, meinem Engländer, wo ich darauf reite, aus dem Wege gehen. Eurer scheint ohnehin der jüngere zu sein; meiner hat noch unter Ludwig dem Vierzehnten gedient, in der Schlacht bei Käferolse Anno 1702."

Allein der Engländer machte sich wenig aus diesem Einfall, sondern sagte: „Ich kann warten, ich habe jetzt die schönste Gelegenheit, die heutige Zeitung zu lesen, bis es Euch gefällt, Platz zu machen." Also zog er kaltblütig, wie die Engländer sind, eine Zeitung aus der Tasche, wickelte sie auseinander, wie eine Handzwehle, und las darin eine Stunde lang auf dem Roß und auf der Brücke, und die Sonne sah nicht aus, als wenn sie den Thoren noch lange zusehen wollte, sondern neigte sich stark gegen die Berge. Nach einer Stunde aber, als er fertig war und die Zeitung wieder zusammenlegen wollte, sah er den Franzosen an und sagte: „Eh bien!" Aber der Franzose hatte den Kopf auch nicht verloren, sondern erwiderte: „Engländer seid so gut, und gebt mir jetzt Eure Zeitung auch ein wenig, daß ich ebenfalls darin lesen kann, bis es Euch gefällt, auszuweichen." Als aber der Engländer die Geduld seines Gegners sah, sagte er: „Wißt Ihr was, Franzos? Kommt, ich will Euch Platz machen." Also machte der Engländer dem Franzosen Platz.

31. Moses Mendelsson.

Moses Mendelsson war jüdischer Religion und Handlungsbedienter bei einem Kaufmann, der das Pulver nicht erfunden haben soll. Dabei war er aber ein sehr frommer und weiser Mann und wurde daher von den gelehrtesten Männern hoch geachtet und geliebt. Und das ist recht. Denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst. Dieser Moses Mendelsson gab unter anderm von der Zufriedenheit mit seinem Schicksal folgenden Beweis. Denn als ein Freund zu ihm kam, und er eben an einer schweren Rechnung schwitzte, sagte dieser: „Es ist doch schade, guter Moses, und ist unverantwortlich, daß ein so verständiger Kopf, wie Ihr seid, einem Manne ums Brot dienen muß, der Euch das Wasser nicht bieten kann. Seid Ihr nicht am kleinen Finger gescheiter, als er am ganzen Körper, so groß er ist?“ Einem andern hätte das im Kopf gewurmt, hätte Feder und Tintenfaß mit ein paar Flüchen hinter den Ofen geworfen und seinem Herrn aufgekündigt auf der Stelle. Aber der verständige Mendelsson ließ das Tintenfaß stehen, sah seinen Freund ruhig an und sprach zu ihm also: „Das ist recht gut wie es ist und von der Vorsehung weise ausgedacht. Denn so kann mein Herr von meinen Diensten viel Nutzen ziehen, und ich habe zu leben. Wär' ich der Herr und er mein Schreiber, ihn könnt' ich nicht brauchen.“

32. Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß neben sich herlaufen. Kommt ein Wandrer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, daß Ihr reitet und laßt Euren Sohn laufen; Ihr habt stärkere Glieder.“ Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine.“ Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das für ein Unverstand, zwei Kerle auf einem schwachen Tier. Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinabjagen?“ Da stiegen denn beide ab und gingen selbdritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: „Ihr seid drei kuriose Gesellen. Ist's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?“ Da nahm der Vater den Esel

auf die Schulter und trug ihn hinweg. Das reizte erst recht den Spott eines vorübergehenden Mannes, der sie anrief: „O ihr Schlauraffen, das ist ja die verkehrte Welt, wenn der Zweibeinige den Vierbeinigen trägt!“ Nun aber gerieten Vater und Sohn in so großen Zorn, daß sie den Esel erschlagen wollten, um jedem Spott ein Ende zu machen. Da trat ein Jäger hinzu und sprach: „O ihr Neunmalklugen, was nützt euch der Esel, wenn er tot ist?“

So weit kann es kommen, wenn man es allen Leuten recht machen will.

33. Wasserläufer.

Bekanntlich will es Leute geben, die im Wasser nicht untergehen.

Einer erzählte in einem Wirtshaus, er sei in Italien von der Insel Capri aus eine halbe Stunde weit aufrecht durch das Mittelländische Meer gegangen, und das Wasser sei ihm nicht höher gegangen, als bis an die Brust. Mit der linken Hand habe er Tabak geraucht, nämlich die Pfeife gehalten, und mit der rechten nur ein wenig gerudert.

Ein andrer sagte: „Das ist eine Kleinigkeit. Im Krieg in den neunziger Jahren ist ein ganzes Bataillon Rotmäntler oberhalb Mannheim aufrecht über den Rhein marschiert, und das Wasser reichte keinem höher als bis an die Knie."

Ein dritter sagte: „Solches war keine Kunst. Denn sie hatten selbigen Tag, als sie am Rhein ankamen, schon einen Marsch von zwanzig Stunden zurückgelegt. So haben sie denn solche Blasen an den Füßen bekommen, daß es ihnen nicht möglich war, tiefer als so im Wasser zu sinken."

---

34. Das Vivat der Königin.

Nicht eben so gut als der Franzos, der dem Engländer auf der Brücke zu Pferde begegnete, kam ein andrer Franzos zu Königszeiten mit einem andern Engländer davon in einem Wirtshaus. Der Engländer saß schon über eine halbe Stunde still und stumm in einer Ecke und wartete auf einen Chirurgus, hätte gern die Zähne zusammengebissen vor Ungeduld, aber einer davon war hohl und that ihm von Zeit zu Zeit entsetzlich weh, zum Exempel diesmal. Kommt auf einmal der Franzose, ein Perückenmacher oder so etwas, an den Tisch, wo der Engländer saß, und wollte seinen Kameraden einen Spaß zum besten geben. Denn er glaubte, der Engländer sei dumm, oder noch scheu dort zu Land. Also fing er ein langes Gespräch mit ihm an, worauf der Engländer wenig antwortete, rühmte ihm, was Frankreich für ein reiches und großes Land sei, und daß einer schon ein gutes Pferd haben müsse, wenn er's in Dreivierteljahren durchreiten wolle, und wie der König so gerecht sei und die Königin so gut. „Aber auf das Wohl der Königin", sagte er, „trinkt Ihr doch eins mit mir, und noch mehr?" Als sie ausgetrunken hatten, zerriß der Franzose die Hemdkrause an seinem alten abgewaschenen Hemde und sagte: „Es lebe die Königin!

Gentleman", sagte er, „Ihr müßt Euere Hemdkrause auch zerreißen auf das Wohlsein der Königin. Ich hab' meine auch zerrissen." „Geht zum Henker, Ihr Sapperment", sagte der Engländer, „Euer Hemd hat nimmer weit in die Papiermühle. Meines kommt nagelneu von der Näherin weg, und ist an einigen Orten noch ganz heiß vom Durchzug der Nadel." Aber der Perückenmacher sagte: „Herr, ich verstehe keinen Spaß! Entweder zerreißt Ihr Euer Hemd, oder Ihr müßt Euch mit mir stechen auf Leben und Tod." Wollte der fremde Engländer keinen Spektakel haben, so mußte er seine Hemdkrause zerreißen wie der Franzose.

Aber jetzt wurde er auf einmal freundlich und redselig, und erzählte dem Perückenmacher viel von England und von London, und von dem großen Kirchturm in London, und wie einer droben schon gute Augen haben müsse, wenn er unten die Stadt noch sehen wolle, bis der Chirurgus kam. Als der Chirurgus kam und fragte, was der fremde Herr befehle: „Seid so gut", sagte der Engländer, „und zieht mir den Stockzahn da aus, den dritten, aufs Wohlsein der Königin von England! Herr", sagte er zum Perückenmacher, „Ihr bleibt da sitzen und rührt Euch nicht." Als der Zahn glücklich heraus war, sagte er zum Zahnarzt: „Seid so gut und zieht jetzt diesem Herrn da ebenfalls einen Zahn aus, aufs Wohlsein der Königin von England. Guter Freund", sagte er, „Ihr müßt Euch auch einen ausreißen lassen, ich hab' mir auch einen ausreißen lassen."

Da verging dem Spaßmacher der Mutwillen und die roten Backen, und protestierte zwar, die Sache sei nicht gleich. „Euer Zahn da", sagte er, „ist so hohl, daß eine Häsin drin sitzen könnte. Die meinigen sind alle so kerngesund, daß ich eine Bleikugel damit breit beißen kann. Wenn drei Lilien drauf wären, könnt' ich Geld damit prägen." Aber der andre gab darauf kein Gehör, sondern sagte: „Herr, ich verstehe keinen Spaß! Entweder Ihr laßt Euch einen Zahn ausbrechen auf der Stelle, oder Ihr könnt Euch mit mir stechen auf Leben und auf Tod, und ich bohr' Euch an die Thür da hinan, daß der Degen eine Elle weit in die Kammer hineingeht." Da dachte der Perückenmacher: „Ein Zahn — ein Leben! Neun Kinder hab' ich daheim. — Lieber ein Zahn." — Also ließ er sich wohl oder übel auch einen ausreißen, und schieden darauf in Frieden voneinander. Aber zu seinen Kameraden sagte er nachher: „Diesmal mit einem Fremden Mutwillen getrieben, den ich nicht kenne! Hört man mir nichts an, wenn ich rede?"

35. Der verwegene Hofnarr.

Der König hatte ein Pferd, das war ihm so lieb, daß er sagte: „Ich weiß nicht, was ich thue, wenn das Pferd mir stirbt. Aber den, der mir von seinem Tod die erste Nachricht bringt, den laß ich auch gewiß aufhenken." Item, das Rößlein starb doch, und niemand wollte dem Könige die erste Nachricht davon bringen. Endlich kam der Hofnarr. „Ach, gnädigster Herr", rief er aus, „Ihr Pferd! Ach, das arme, arme Pferd! Gestern war es noch so" — da stotterte er, und der erschrockene König fiel ihm ins Wort und sagte: „Ist es gestorben? Ganz gewiß ist es gestorben, ich merk's schon." „Ach, gnädigster Herr", fuhr der Hofnarr mit noch größerem Lamento fort, „das ist noch lange nicht das schlimmste." „Nun was denn?" fragte der König. „Ach, daß Sie jetzt noch sich müssen selber henken lassen. Denn Sie haben's zuerst gesagt, daß Ihr Leibpferd tot sei. Ich hab's nicht gesagt." Der König aber, betrübt über den Verlust seines Pferdes, aufgebracht über die Frechheit des Hofnarren, und doch belustigt durch seinen guten Einfall, gab ihm augenblicklich den Abschied mit einem guten Reisegeld. „Da Hofnarr", sagte der König, „da hast du hundert Dukaten. Laß dich statt meiner dafür henken, wo du willst. Aber laß mich nichts mehr von dir sehen und hören. Sonst wenn ich erfahre, daß du dich nicht hast henken lassen, so thu' ich's."

36. Der schlaue Pilgrim.

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der sich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn und laufe geradenwegs zum heiligen Grab nach Jerusalem, fragte schon in Mühlheim an der Post: „Wie weit ist es noch nach Jerusalem?“ Und wenn man ihm sagte: „Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußweg über Mauchen ist es eine Viertelstunde näher,“ so ging er, um auf dem langen Weg eine Viertelstunde zu ersparen, über Mauchen. Das wäre nun so übel nicht. Man muß einen kleinen Vorteil nicht verachten, sonst kommt man zu keinem großen.

Man hat öfter Gelegenheit, einen Batzen zu ersparen oder zu gewinnen, als einen Gulden. Aber 15 Batzen sind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von 700 Stunden nur allemal an fünf Stunden weiß eine Viertelstunde abzukürzen, der hat an der ganzen Reise gewonnen — wer rechnet aus, wie viel? Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht eben so, sondern weil er nur dem Müßiggang und guten Essen nachzog, so war es ihm einerlei, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren, muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr darin bekommt, als er unterwegs an den Sohlen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unser Pilgrim aber dachte doch immer darauf, sobald als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser stehen und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim sein soll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte nichts fressen

als nahrhafte Kieselsteinsuppen. Wenn er nämlich irgendwo so ein braves Wirtshaus an der Straße stehen sah, wie zum Exempel das Posthaus in Krotzingen, oder den Baselstab in Schliengen, so ging er hinein und bat ganz demütig und hungrig um ein gutes Wassersüpplein von Kieselsteinen, um Gotteswillen, Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirtin zu ihm sagte: „Frommer Pilgram, die Kieselsteine könnten Euch hart im Magen liegen!“ so sagte er: „Eben deswegen! die Kieselsteine halten länger an, als Brot, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn Ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu bescheren wollt, um Gotteswillen, so könnt' ich's freilich besser verdauen.“ Wenn aber die Wirtin sagte: „Aber, frommer Pilgram, eine solche Suppe kann Euch doch unmöglich Kraft geben!“ So antwortete er: „Ei, wenn Ihr anstatt des Wassers wolltet Fleischbrühe dazu nehmen, so wär's freilich nahrhafter.“ Brachte nun die Wirtin eine solche Suppe und sagte: „Die Tünklein sind doch nicht gar so weich worden,“ so sagte er: „Ja und die Brühe sieht gar dünn aus. Hättet Ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüs' darein, oder ein Stücklein Fleisch, oder beides?“ Wenn ihm nun die mitleidige Wirtin auch noch Gemüs' und Fleisch in die Schüssel legte, so sagte er: „Vergelt's Euch Gott! Gebt mir jetzt Brot, so will ich die Suppe essen.“ Hierauf streifte er die Ärmel seines Pilgergewandes zurück, setzte sich und griff an das Werk mit Freuden, und wenn er Brot und Wein und Fleisch und Gemüs' und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den letzten Brosamen, Faser und Tropfen, so wischte er den Mund am Tischtuch oder an dem Ärmel ab, oder auch gar nicht, und sagte: „Frau Wirtin, Eure Suppe hat mich rechtschaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schade dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wieder komme, so will ich Euch eine heilige Muschel mitbringen ab dem Meeresstrand von Askalon, oder eine Rose von Jericho.“

Drum hüte dich; nicht das Gewand macht den Pilgrim, sondern der fromme Sinn, und eine Sünde ist es, dasselbe zu mißbrauchen.

37. Der Geizige.

Ein geiziger Mann hatte ein einträgliches Geschäft in einem Städtlein. Weil aber dort alles ein wenig teuer war, so wohnte er eine halbe Stunde davon in einem Dorf und ging alle Morgen hinein und alle Abende

wieder hinaus. Wenn ihn nun ein Nachbar um einen Gefallen ansprach: „Seid so gut und richtet mir in der Stadt dies oder jenes aus, sonst muß ich den Gang selber thun," so sagte er: „Ist's nicht genug, wenn ich die Schuhsohlen in meinen eignen Geschäften ablaufe, soll ich die Eurigen auch noch versehen?" Wenn nun der Nachbar sagte: „Ihr müßt ja den Gang doch thun, ob ihr mir daneben einen kleinen Dienst erweiset oder nicht," so erwiderte er: „Und wenn ich Euch den Dienst nicht erweise, so müßt Ihr doch auf Euren eignen Sohlen in die Stadt gehen, ob ich daneben den nämlichen Gang auch mache oder nicht." Sagte nun der Nachbar: „Wißt Ihr was? ich will Euch meine Schuhe leihen," so that er ihm den Gefallen. Lieh er aber ihm die Schuhe nicht, so that er ihm auch den Gefallen nicht.

38. Drei Wünsche.

Diesmal ist aber die Frau Anna Fritze nicht dabei, auch riecht es nicht nach Rosenduft und Morgenrot, sondern nach Klingelberger und Kalbfleisch in einer sauern Brühe. Drei lustige Kameraden saßen beisammen zu Kehl im Lamm, und als sie das Saueressen verzehrt hatten und noch eine Flasche Klingelberger miteinander tranken, sprachen sie von allerlei, und fingen zuletzt an zu wünschen. Endlich wurden sie der Rede eins, es sollte jeder noch einen kernhaften Wunsch thun, und wer den größten Wunsch hervorbringe, der solle frei ausgehen an der Zeche.

Da sprach der erste: „So wünsch' ich denn, daß ich alle Festungsgräben von ganz Straßburg und Kehl voll feiner Nähnadeln hätte, und zu jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider müßte mir ein Jahr lang lauter Maltersäcke nähen, und wenn ich dann jeden Maltersack voll doppelter Dublonen hätte, so wollte ich zufrieden sein."

Der zweite sagte: „So wollt' ich denn, daß das ganze Straßburger Münster bis unter die Krone des Turmes hinauf voll Wechselbriefe vom feinsten Postpapier läge, so viel darin Platz haben, und wäre mir auf jedem Wechselbrief so viel Geld verschrieben, als in allen deinen Maltersäcken Platz hat, und ich hätt's."

Der dritte sagte: „So wollt' ich denn, daß ihr beide hättet, was ihr wünscht, und daß euch alsdann beide in einer Nacht der Henker holte, und ich wäre euer Erbe."

Der dritte ging frei aus an der Zeche, und die zwei andern bezahlten.

39. Der Wegweiser.

Bekanntlich klagte einst ein alter Schulz von Wasselnheim seiner Frau, daß ihn sein Französisch fast unter den Boden bringe. Er sollte nämlich einem französischen Soldaten, der ausgerissen war, den Weg zeigen, verstand ihn nicht recht, antwortete ihm verkehrt und bekam für die beste Meinung Schläge genug zum Dank, oder vielmehr zum Undank. Anders sah ein andrer Wegweiser die Sache an. Er sollte nämlich im letzten Kriege einem Zug Franzosen den Weg über das Gebirge zeigen, wußte aber kein Wort von ihrer Sprache als oui, welches so viel heißt als ja, und bougre, welches ein Schimpfname ist. Diese zwei Worte hatte er oft gehört und lernte sie nachsagen, ohne ihren Sinn zu verstehen. Anfänglich ging alles gut, so lange die Franzosen nur unter sich sprachen und ihn mit seiner Laterne und drei oder vier Tornistern, die sie ihm angehängt hatten, voraus oder neben her gehen ließen. Da er aber der Spur nach allemal mitlachte, wenn sie etwas zu lachen hatten, so fragte ihn einer französisch, ob er auch verstände, was sie mit einander redeten. Er hätte herzhaft sagen dürfen: Nein! Aber eben, weil er es nicht verstand, so kam es ihm nicht darauf an, was er antwortete. Er nahm daher all sein Französisch zusammen und antwortete: „Oui bougre“ (Ja Ketzer!). Mit einem ellenlangen französischen Fluch riß der Soldat den Säbel aus der Scheide und ließ ihm denselben um den Kopf herum und nahe an den Ohren vorbeisausen. „Wie,“ sagte er, „du willst einen französischen Soldaten schimpfen?“

„Oui bougre!“ war die Antwort. Die andern hatten die höchste Zeit, dem erbosten Kameraden in den Arm zu fallen, daß er dem Wegweiser, ohne welchen sie in der finstern Nacht nicht konnten weiter kommen, nicht auf der Stelle den Kopf spaltete; doch gaben sie ihm mit manchem Fluch und Flintenstoß rechts und links zu verstehen, wie es gemeint sei, und fragten ihn alsdann, ob er jetzt wolle manierlicher sein. „Oui bougre!“ war die Antwort. Nun wurde er jämmerlich zerschlagen, und alle seine Bitten um Verzeihung und alle seine Bitten um Schonung legte er ihnen mit lauter „Oui bougre“ ans Herz. Endlich kamen sie auf die Vermutung, er sei verrückt (denn daß er französisch verstehe, hatte er bejaht). Sie nahmen daher auf einem Hof, wo noch ein Licht brannte, einen andern Führer, jagten diesen fort, und er erwiderte den Abschied des einen, daß er sich zum Henker packen sollte, richtig mit „oui bougre“. Als er aber sobald wieder nach Haus kam und sich seine Frau verwunderte, die ihn erst auf den andern Mittag wieder erwarten konnte, so erzählte er, wie die Soldaten unterwegs viel Spaß mit ihm gehabt hätten, so daß es ihm fast sei zu arg geworden, und wie sie hernach auf dem Zirnhauser Hof einen andern genommen und ihn wieder heimgeschickt hätten. „Die Franzosen (setzte er treuherzig hinzu) sind nicht so schlimm, als man meint, wenn man nur mit ihnen reden kann.“

---

40. Der Vater und der Sohn.

Der Vater stellte ein Gläslein voll Arznei in die Schublade, weil er glaubte, es sei nirgends besser verwahrt. Als aber der Sohn nach Hause kam und die Schublade schnell aufziehen wollte, fiel das Gläslein um und zerbrach. Da gab ihm der Vater eine zornige Ohrfeige und sagte: „Kannst du nicht zuerst schauen, was in der Tischlade ist, eh' du sie aufziehst?“ Der Sohn erwiderte: „Nein, das könne niemand.“ Aber der Vater sagte: „Den Augenblick sei still, oder du bekommst noch eine.“

Merke: Man ist nie geneigter, unrecht zu thun, als wenn man unrecht hat. Recht ist gut beweisen, aber für das Unrecht braucht man schon Ohrfeigen und Drohungen zum Beweistum.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

41. Gute Antwort.

Wer ausgibt, muß auch wieder einnehmen. Reitet einmal ein Mann an einem Wirtshaus vorbei, der einen stattlichen Schmerbauch hatte, also daß er auf beiden Seiten fast über den Sattel herunterhing. Der Wirt steht auf der Staffel und ruft ihm nach: „Nachbar, warum habt Ihr denn den Zwerchsack vor Euch auf das Roß gebunden, und nicht hinten?“ Dem rief der Reitende zurück: „Damit ich ihn unter den Augen habe. Denn hinten gibt es Spitzbuben.“

Der Wirt sagte nichts mehr.

---

42. Der Zirkelschmied.

In einer schwäbischen Reichsstadt galt zu seiner Zeit ein Gesetz, daß wer sich an einem verheirateten Manne vergreift und gibt ihm eine Ohrfeige, der muß fünf Gulden Buße bezahlen und kommt vierundzwanzig Stunden lang in den Turm. Deswegen dachte am Andreastage ein verarmter Zirkelschmied im Vorstädtlein: ich kann doch auf meinen Namenstag ein gutes Mittagsessen im goldnen Lamm bekommen, wenn ich schon keinen roten Heller hier und daheim habe und seit zwei Jahren nimmer weiß, ob die bayrischen Thaler rund oder eckig sind. Daraufhin läßt er sich vom Lammwirt ein gutes Essen auftragen und trinkt viel Wein dazu, also daß die Zeche zwei Gulden fünfzehn Kreuzer ausmachte, was damals auch für einen wohlhabenden Zirkelschmied schon viel war. Jetzt dachte er, will ich den Lammwirt zornig machen und in Fast bringen. „Das war ein schlechtes Essen, Herr Lammwirt“, sagte er, „für ein so schönes Geld. Es wundert mich, daß Ihr nicht schon lang ein reicher Mann seid, wovon ich doch noch nichts habe rühmen hören.“ Der Wirt, der ein Ehrenmann war, antwortete auch nicht glimpflich, wie es ihm der Zorn eingab, und es hatte ihn schon ein paarmal im Arme gejuckt. Als aber der Zirkelschmied zuletzt sagte: „Es soll mir eine Warnung sein, denn ich habe mein lebenlang gehört, daß man in den schlechtesten Kneipen, wie Euer Haus eine ist, am teuersten gehalten wird,“ da gab ihm der Wirt eine entsetzliche Ohrfeige, die zwei Dukaten unter Brüdern wert war, und sagte, er solle jetzt sogleich seine Zeche bezahlen: „Oder ich lasse Euch durch die Knechte bis in die Vorstadt hinaus prügeln.“ Der Zirkelschmied aber lächelte und sagte: „Es

ist nur mein Spaß gewesen, Herr Lammwirt, und Euer Mittagsessen war recht gut. Gebt mir nur für die Ohrfeige, die ich von Euch bar erhalten habe, zwei Gulden fünfundvierzig Kreuzer auf mein Mittagessen heraus, so will ich Euch nicht verklagen. Es ist besser, wir leben im Frieden miteinander, als in Feindschaft. Hat nicht Eure selige Frau meiner Schwester Tochter ein Kind aus der Taufe gehoben?!"

Zu diesen Worten machte der Lammwirt ein Paar kuriose Augen; denn er war sonst ein gar unbescholtener und dabei wohlhabender Mann und wollte lieber viel Geld verlieren, als wegen eines Frevels von der Obrigkeit sich strafen lassen und nur eine Stunde des Turmhüters Hausmann sein. Deswegen dachte er, zwei Gulden und fünfzehn Kreuzer hat mir der Halunke schon mit Essen und Trinken abverdient; besser, ich gebe ihm noch zwei Gulden fünfundvierzig Kreuzer drauf, als daß ich das Ganze noch einmal bezahlen muß und werde beschimpft dazu.

Also gab er ihm die zwei Gulden fünfundvierzig Kreuzer, aber sagte: „Jetzt komm mir nimmer ins Haus."

Darauf, sagte man, habe es der Zirkelschmied in andern Wirtshäusern versucht, und die Ohrfeigen seien noch ein- oder zweimal al pari gestanden, wie die Kaufleute sagen, wenn ein Wechselbrief so viel gilt, als das bare Geld, wofür er verschrieben ist. Darauf seien sie schnell auf fünfzig Prozent herunter gesunken und am Ende, wie die Assignaten der Revolution so unwert geworden, daß man jetzt wieder durch das ganze Schwabenland hinaus bis an die bayrische Grenze so viele unentgeltlich ausgeben und wieder einnehmen kann, als man ertragen mag.

43. Gute Antwort.

In Segringen im Wirtshaus klagte ein Krämer über seinen Sohn, daß er ihm so viel Geld durchbringe und doch zu keinem Geschäfte zu gebrauchen sei. „Ganz recht", sagte darauf der liederliche Zirkelschmied, dessen sich der Leser noch erinnern wird, „so ein Einkommen", sagte er, „wie das Eurige ist, braucht zwei Schelme, einen, der es erwirbt, und einen, der es verthut." Dem antwortete der Krämer: „Da macht Ihr eine artige Bemerkung, Zirkelschmied! Es ist mir schon lange vorgekommen, in Euern Schuhen gehe ein zweifacher Spitzbube, denn was Ihr vormittags in der Werkstatt verdient, das versauft Ihr nachmittags im Wirtshaus selber, und wenn man's Euch gibt, noch mehr dazu."

44. Schlechter Lohn.

Als im letzten Krieg der Franzos nach Berlin kam, in die Residenzstadt des Königs von Preußen, da wurde unter anderm viel königliches Eigentum weggenommen, und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was noch so gut verborgen war, wurde entdeckt und manches davon zur Beute gemacht; doch nicht alles. Ein großer Vorrat von königlichem Bauholz blieb lange unversehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eignen Unterthanen, dachte, da ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem französischen Kommandanten mit schmunzelnder Miene und spitzbübischen Augen an, was für ein schönes Quantum von eichenen und tannenen Baumstämmen noch da und da beisammen liege, woraus manch tausend Gulden zu lösen wäre. Aber der Kommandant gab schlechten Dank für die Verräterei, und sagte: „Laßt Ihr die schönen Baumstämme nur liegen, wo sie sind. Man muß dem Feind nicht sein Notwendigstes nehmen. Denn wenn Euer König wieder ins Land kommt, so braucht er Holz zu neuen Galgen für so ehrliche Unterthanen, wie Ihr einer seid."

Das muß der rheinländische Hausfreund loben, und wollte gern aus seinem eignen Wald ein paar Stämmlein auch hergeben, wenn's fehlen sollte.

45. Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen oder Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt, voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in

die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte.

Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund", redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen?" — Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan", und schnurrte vorüber. Dies war nun ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: Ich kann nicht verstehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter. Gaß aus, Gaß ein, kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer, und salveni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan!" war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder! Wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz

vermummte Pferde zogen einen, ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Exküse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein", sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht?" „Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal so schwer und wieder leicht um's Herz. Armer Kannitverstan! rief er aus, was hast du nun von allem deinen Reichtum! Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch, und von all deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht achtgab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und, wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

46. Glimpf geht über Schimpf.

Ein Hebräer aus dem Sundgau ging jede Woche einmal in seinen Geschäften durch ein gewisses Dorf. Jede Woche einmal riefen ihm die mutwilligen Büblein durch das ganze Dorf nach: „Jud'! Jud'! Judenmauschel!" Der Hebräer dachte: Was soll ich thun? Schimpf ich wieder,

so schimpfen sie ärger, werf ich einen, werfen mich zwanzig. Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte weißgekochte Baselrappen mit, wovon fünf so viel sind, als zwei Kreuzer, und schenkte jedem Büblein, das ihm zurief: „Judenmauschel!“ einen Rappen. Als er wieder kam, standen alle Kinder auf der Gasse: „Jud'! Jud'! Judenmauschel! Schaulem lechem!“ Jedes bekam einen Rappen, und so noch etlichemal, und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andre, und fingen fast an, den gutherzigen Juden lieb zu gewinnen.

Auf einmal aber sagte er: „Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, so gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft, und euer sind zuviel.“ Da wurden sie ganz betrübt, so daß einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten: „Wenn Ihr uns nichts mehr gebt, so sagen wir auch nicht mehr Judenmauschel.“ Der Hebräer sagte: „Ich muß mir's gefallen lassen. Zwingen kann ich euch nicht.“ Also gab er ihnen von der Stunde an keine Rappen mehr, und von der Stunde an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.

47. Tod vor Schrecken.

Als einmal der Hausfreund mit dem Doktor von Brassenheim an dem Kirchhof vorbeiging, deutete der Doktor auf ein frisches Grab und sagte: „Selbiger ist mir auch entwischt. Den haben seine Kameraden geliefert."

Im Wirtshaus, wo die Schreiber beisammen saßen bei einem lebhaften Disputat, schlug einer von ihnen auf den Tisch: „Und es gibt doch keine!" sagte er — nämlich keine Gespenster und Erscheinungen. — „Und ein altes Weib", fuhr er fort, „ist der, der sich erschrecken läßt." Da nahm ihn ein andrer beim Wort und sagte: „Buchhalter, vermiß dich nicht, gilts sechs Flaschen Burgunder, ich vergellstere*) dich und sag' dir's noch vorher." Der Buchhalter schlug ein: „Es gilt."

Jetzt ging der andre Schreiber zum Wundarzt: „Herr Land-Chirurgus, wenn Ihr einmal einen Leichnam zum Verschneiden bekommt, von dem Ihr mir einen Vorderarm aus dem Ellbogengelenk lösen könntet, so sagt mir's." Nach einiger Zeit kam der Chirurgus: „Wir haben einen toten Selbstmörder bekommen, einen Siebmacher. Der Müller hat ihn aufgefangen am Rechen," und brachte dem Schreiber den Vorderarm. „Gibt's noch keine Erscheinungen, Buchhalter?" — „Nein, es gibt noch keine." Jetzt schlich der Schreiber heimlich in des Buchhalters Schlafkammer und legte sich unter das Bett, und als sich der Buchhalter gelegt hatte und eingeschlafen war, fuhr er ihm mit seiner eignen warmen Hand über das Gesicht. Der Buchhalter fuhr auf und sagte, denn er war wirklich ein besonnener und herzhafter Mann: „Was sind das für Possen? Meinst du, ich merke nicht, daß du die Wette gewinnen willst?" Der Schreiber war mausstille. Als der Buchhalter wieder eingeschlafen war, fuhr er ihm noch einmal über das Gesicht. Der Buchhalter sagte: „Jetzt laß es genug sein, oder wenn ich dich erwische, so schaue zu, wie es dir geht." Zum drittenmal fuhr ihm der Schreiber langsam über das Gesicht, und als er schnell nach ihm haschte, und als er sagen wollte: „Hab' ich dich," blieb ihm eine kalte, tote Hand und ein abgelöster Armstummel in den Händen, und der kalte tötende Schrecken fuhr ihm tief in das Herz und in das Leben hinein. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er mit schwacher Stimme: „Ihr habt, Gott sei es geklagt, die Wette gewonnen." Der Schreiber lachte und sagte: „Am Sonntag trinken wir den Burgunder." Aber der Buchhalter

*) „Vergellstern" so viel als „einem Furcht einjagen".

erwiderte: „Ich trink ihn nimmer mit.“ Kurz, den andern Morgen hatte er ein Fieber, und den siebenten Morgen war er eine Leiche. „Gestern früh“, sagte der Doktor zum Hausfreund, „hat man ihn auf den Kirchhof getragen; unter selbigem Grab liegt er, das ich Euch gezeigt habe.“

48. Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist.

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo, hat sich folgende wahrhafte Geschichte zugetragen, und der Hausfreund hat's schriftlich.

Ein Kavallerieoffizier, ein Rittmeister, kam in ein Wirtshaus. Einer, der schon drin war, und ihn hatte vom Pferd absteigen gesehen, ein Hebräer, sagte: „Daß das gar ein schöner Fuchs ist, wo Ihro Gnaden darauf hergeritten sind.“

„Gefällt er Euch, Sohn Jakobs?“ fragte der Offizier.

„Daß ich hundert Stockprügel aushielte, wenn er mein wäre,“ erwiderte der Hebräer.

Der Offizier wedelte mit der Reitpeitsche an den Stiefeln. „Was braucht's hundert, sagte er, Ihr könnt ihn um fünfzig haben.“

Der Hebräer sagte: „Thun's fünfundzwanzig nicht auch?“ — „Auch fünfundzwanzig“, erwiderte der Rittmeister — „auch fünfzehn, auch fünf, wenn Ihr daran genug habt.“

Niemand wußte, ob es Spaß oder Ernst ist. Als aber der Offizier sagte: „Meinetwegen auch fünf,“ dachte der Hebräer, „hab' ich nicht schon zehn Normalprügel vor dem Amtshaus in Günzburg ausgehalten und bin doch noch koscher?“ — „Herr“, sagte er, „Sie sind ein Offizier. Offiziersparole?“ Der Rittmeister sprach: „Traut Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihr's schriftlich?“

„Lieber wär's mir,“ sagte der Hebräer.

Also beschied der Offizier einen Notarius, und ließ durch ihn dem Hebräer folgende authentische Ausfertigung zustellen: „Wenn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten und empfangen hat, so wird ihm der Offizier seinen bei sich habenden Reitgaul, den Fuchs, ohne weitere Lasten und Nachforderung, allsogleich als Eigentum zustellen. So geschehen da und da, den und den.“

Als der Hebräer die Ausfertigung in der Tasche hatte, legte er sich über einen Sessel, und der Offizier hieb ihm mit einem hispanischen Rohr mitten auf das Hinterteil dergestalt, daß der Hebräer bei sich selbst dachte Der kann's noch besser, als der Gerichtsdiener in Günzburg, und laut auf auweih schrie, so sehr er sich auch vorgenommen hatte, es zu verbeißen.

Der Offizier aber setzte sich und trank ruhig ein Schöpplein. „Wie thut's, Sohn Jakobs?" Der Hebräer sagte: „Na, wie thut's, gebt mir die andern auch, so bin ich absolviert."

„Das kann geschehen," sprach der Offizier, und setzte ihm den zweiten auf, dergestalt, daß der erste nur eine Lockspeise dagegen zu sein schien, darauf setzte er sich wieder und trank noch ein Schöpplein.

Also that er beim dritten Streich, also beim vierten. Nach dem vierten sagte der Hebräer: „Ich weiß nicht, soll ich's Euer Gnaden dankwissen oder nicht, daß Sie mich einen nach dem andern genießen lassen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, so bin ich des Genusses los, und der Fuchs weiß, an wen er sich zu halten hat."

Da sagte der Offizier: „Sohn Jakobs, auf den fünften könnt Ihr lange warten," und stellte das hispanische Rohr ganz ruhig an den Ort,

wo er es genommen hatte, und alles Bitten und Betteln um den fünften Prügel war vergebens.

Da lachten alle Anwesende, daß man fast das Haus unterstützen mußte, der Hebräer aber wendete sich an den Notarius, er solle ihm zum fünften Prügel verhelfen, und hielt ihm die Verschreibung vor. Der Notarius aber sagte: „Jekessen, was thu' ich damit. Wenn's der Herr Baron nicht freiwillig thut, in der Verschreibung steht nichts davon, daß er muß." Kurz, der Hebräer wartet noch auf den fünften und auf den Fuchs.

Der Hausfreund aber wollt' diesen Mutwillen nicht loben, wenn sich der Hebräer nicht angeboten hätte.

Merke: Wer sich zu fünf Schlägen hergibt ums Gewinns willen, der verdient, daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man muß sich nie um des Gewinns willen freiwillig mißhandeln lassen.

49. Franziska.

In einem unscheinbaren Dörfchen am Rhein saß eines Abends, als es schon dunkeln wollte, ein armer junger Mann, ein Weber, noch an dem Webstuhl, und dachte während der Arbeit unter andern an den König Hiskias, hernach an Vater und Mutter, deren ihr Lebensfaden auch schon von der Spule abgelaufen war; hernach an den Großvater selig, dem er einst auch noch auf den Knieen gesessen und an das Grab gefolgt war, und war so vertieft in seinen Gedanken und in seiner Arbeit, daß er gar nichts davon merkte, wie eine schöne Kutsche mit vier stattlichen Schimmeln vor seinem Häuslein anfuhr und stille hielt. Als aber etwas an der Thürfalle druckte, und ein holdes jugendliches Wesen trat herein von weiblichem Ansehen mit wallenden schönen Haarlocken, und in einem langen himmelblauen Gewand, und das freundliche Wesen fragte ihn mit mildem Ton und Blick: „Kennst du mich, Heinrich?" Da war es, als ob er aus einem tiefen Schlaf aufführe, und war so erschrocken, daß er nicht reden konnte. Denn er meinte, es sei ihm ein Engel erschienen, und es war auch so etwas der Art, nämlich seine Schwester Franziska, aber sie lebte noch. Einst hatten sie manches Körblein voll Holz barfuß mit einander aufgelesen, manches Binsenkörbchen voll Erdbeeren am Sonntag mit einander gepflückt und in die Stadt getragen, und auf dem Heimweg ein Stücklein Brot mit einander gegessen, und jedes aß weniger davon, damit das andre genug bekäme.

Als aber nach des Vaters Tod die Armut und das Handwerk die Brüder aus der elterlichen Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb Franziska allein bei der alten, gebrechlichen Mutter zurück und pflegte ihrer, also, daß sie dieselbe von dem kärglichen Verdienst ernährte, den sie in einer Spinnfabrik erwarb, und in den langen schlaflosen Nächten mit ihr wachte und aus einem alten, zerrissenen Buche von Holland erzählte, von den schönen Häusern, von den großen Schiffen, von der grausamen Seeschlacht bei Doggersbank, und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit der kranken Frau mit kindlicher Geduld.

Einmal aber, früh um zwei Uhr, sagte die Mutter: „Bete mit mir meine Tochter. Diese Nacht hat für mich keinen Morgen mehr auf dieser Welt.“ Da betete und schluchzte und küßte das arme Kind die sterbende Mutter, und die Mutter sagte: „Gott segne dich, und sei“ — und nahm die letzte Hälfte ihres Muttersegens „und sei dein Vergelter!“ mit sich in die Ewigkeit. Als aber die Mutter begraben und Franziska in das leere Haus zurückgekommen war, und betete und weinte, und dachte, was jetzt aus ihr werden solle, sagte etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh nach Holland“, und ihr Haupt und ihr Blick richteten sich langsam und

sinnend empor, und die letzte Thräne für diesmal blieb ihr in dem blauen Auge stehen. Als sie von Dorf zu Stadt und von Stadt zu Dorf betend und bettelnd und Gott vertrauend nach Holland gekommen war und so viel ersammelt hatte, daß sie sich ein sauberes Kleidlein kaufen konnte; in Rotterdam, als sie einsam und verlassen durch die wimmelnden Straßen wandelte, sagte wieder etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh' in selbiges Haus dort mit den vergoldeten Gittern am Fenster." Als sie aber durch den Hausgang an der marmornen Treppe vorbei in den Hof gekommen war, denn sie hoffte zuerst jemand anzutreffen, ehe sie an einer Stubenthüre anpochte, da stand eine betagte, freundliche Frau von vornehmem Ansehen in dem Hofe und fütterte das Geflügel, die Hühner, die Tauben und die Pfauen.

„Was willst du hier, mein Kind?" Franziska faßte ein Herz zu der vornehmen, freundlichen Frau, und erzählte ihr ihre ganze Geschichte. „Ich bin auch ein armes Hühnlein, das Eures Brotes bedarf," sagte Franziska, und bat sie um Dienst. Die Frau aber gewann Zutrauen zu der Bescheidenheit und Unschuld und zu dem nassen Auge des Mädchens und sagte: „Sei zufrieden, mein Kind, Gott wird dir den Segen deiner Mutter nicht schuldig bleiben. Ich will dir Dienst geben und für dich sorgen, wenn du brav bist." Denn die Frau dachte: Wer kann wissen, ob nicht der liebe Gott mich bestimmt hat, ihre Vergelterin zu sein, und sie war eines reichen Rotterdamer Kaufmanns Witwe, von Geburt aber eine Engländerin. Also wurde Franziska zuerst Hausmagd, und als sie gut und treu erfunden ward, wurde sie Stubenmagd, und ihre Gebieterin gewann sie lieb, und als sie immer feiner und verständiger ward, wurde sie Kammerjungfer. Aber jetzt ist sie noch nicht alles, was sie wird. Im Frühling, als die Rosen blühten, kam aus Genua ein Vetter der vornehmen Frau, ein junger Engländer, zu ihr auf Besuch nach Rotterdam, er besuchte sie fast alle Jahre um diese Zeit, und als sie eins und das andre hinüber und herüber redeten, und der Vetter erzählte, wie es aussah, als die Franzosen vor Genua in dem engen Paß in der Bochetta standen und die Österreicher davor, trat heiter und lächelnd, mit allen Reizen der Jugend und Unschuld geschmückt, Franziska in das Zimmer, um etwas aufzuräumen oder zurecht zu legen, und dem jungen Engländer, als er sie erblickte, ward es sonderbarlich um das Herz, und die Franzosen und Österreicher verschwanden ihm aus den Sinnen. „Tante", sagte er zu seiner Base, „Ihr habt ein bildschönes Mädchen zur Kammerjungfer. Es ist schade, daß sie

nicht mehr ist, als das." Die Tante sagte: „Sie ist eine arme Waise aus Deutschland. Sie ist nicht nur schön, sondern auch verständig, und nicht nur verständig, sondern auch fromm und tugendhaft, und ist mir lieb geworden als mein Kind." Der Vetter dachte, das lautet nicht bitter. Den andern oder dritten Morgen aber, als er mit der Tante im Garten spazierte, „wie gefällt dir dieser Rosenstock?" fragte die Tante; der Vetter sagte: „Sie ist schön, sehr schön." Die Tante sagte: „Vetter, du redest irr. Wer ist schön? Ich frage ja nach dem Rosenstock." Der Vetter erwiderte: „Die Rose", — „oder vielmehr die Franziska?" fragte die Tante. „Ich hab's schon gemerkt," sagte sie. Der Vetter gestand ihr seine Liebe zu dem Mädchen und daß er sie heiraten möchte. Die Tante sagte: „Vetter, du bleibst noch drei Wochen bei mir. Wenn es dir alsdann noch so ist, so habe ich nichts dawider. Das Mädchen ist eines braven Mannes wert." Nach drei Wochen aber sagte er: „Es ist noch viel ärger, und ohne das Mägdlein weiß ich nicht, wie ich leben soll." Also geschah der Verspruch. Aber es gehörte viel Zureden dazu, die Demut der frommen Magd zu ihrer Einwilligung zu bewegen.

Jetzt blieb sie noch ein Jahr bei ihrer bisherigen Gebieterin, aber nicht mehr als Kammermädchen, sondern als Freundin und Verwandte in dem reichen Haus mit vergoldetem Fenstergitter, und noch in dieser Zeit lernte sie die englische Sprache, die französische, das Klavierspielen: „Wenn wir in höchsten Nöten sein ꝛc., Der Herr, der aller Enden ꝛc., Auf dich, mein lieber Gott ich traue ꝛc." — und was sonst ein Kammermädchen nicht zu wissen braucht, aber eine vornehme Frau, das lernte sie alles. Nach einem Jahre kam der Bräutigam noch ein paar Wochen vorher, und die Trauung geschah in dem Hause der Tante. Als aber von der Abreise des neuen Ehepaars die Rede war, schaute die junge Frau ihren Gemahl bittend an, daß sie noch einmal in ihrer lieben Heimat einkehren und das Grab ihrer Mutter besuchen und ihr danken möchte, und daß sie ihre Geschwister und Freunde noch einmal sehen möchte. Also kehrte sie jenes Tages bei ihrem armen Bruder, dem Weber ein, und als er ihr auf ihre Frage: „Kennst du mich, Heinrich?" keine Antwort gab, sagte sie: „Ich bin Franziska, deine Schwester." Da ließ er vor Bestürzung das Schiffchen aus den Händen fallen und seine Schwester umarmte ihn. Aber er konnte sich anfänglich nicht recht freuen, weil sie so vornehm geworden war, und scheute sich vor dem fremden Herrn, ihrem Gemahl, daß sich in seiner Gegenwart die Armut und der Reichtum so geschwisterlich umarmen und

zu einander sagen sollen du, bis er sah, daß sie mit dem Gewande der Armut nicht die Demut ausgezogen, und nur ihren Stand verändert hatte, nicht ihr Herz. Nach einigen Tagen aber, als sie alle ihre Verwandten und Bekannten besucht hatte, reiste sie mit ihrem Gemahl nach Genua, und beide leben vermutlich noch in England, wo ihr Gemahl nach einiger Zeit die reichen Güter eines Verwandten erbte.

Der Hausfreund will aufrichtig gestehen, was ihn selber an dieser Geschichte am meisten rührt. Am meisten rührt ihn, daß der liebe Gott dabei war, als die sterbende Mutter ihre Tochter segnete, und daß er eine vornehme Kaufmannsfrau in Rotterdam in Holland und einen braven Engländer am welschen Meere bestellt hat, den Segen einer armen sterbenden Witwe an ihrem frommen Kinde gültig zu machen.

Weg hat er aller Wege,
An Mitteln fehlt's ihm nicht.

50. Zwei honette Kaufleute.

Zwei Besenbinder hatten nebeneinander feil in Hamburg. Als der eine schon fast alles verkauft hatte, der andre noch nichts, sagte der andre zu dem einen: „Ich begreife nicht, Kamerad, wie du deine Besen so wohlfeil geben kannst. Ich stehle doch das Reis zu den meinigen auch, und verdiene gleichwohl den Taglohn kaum mit dem Binden." „Das will ich dir wohl glauben, Kamerad", sagte der erste, „ich stehle die meinigen, wenn sie schon gebunden sind."

51. Der kann Deutsch.

Bekanntlich gibt es in der französischen Armee viel deutschgeborne, die es aber im Feld und im Quartier nicht immer merken lassen. Das ist alsdann für einen Hauswirt, der seinen Einquartierten für einen Stockfranzosen hält, ein groß Kreuz, wenn er nicht französisch mit ihm reden kann. Aber ein Bürger in Salzwedel, der im letzten Krieg einen Sundgauer im Quartier hatte, entdeckte von ungefähr ein Mittel, wie man bald dahinter kommt. Der Sundgauer parlierte lauter foudre diable, forderte mit dem Säbel in der Faust immer etwas anders, und der Salzwedler wußte nie, was. Hätt's ihm gern gegeben, wenn er gekonnt hätte.

Da sprang er in seines Nachbarn Haus, der sein Gevatter war und ein wenig Französisch kann, und bat ihn um seinen Beistand. Der Gevatter sagte: „Er wird aus dem Dauphiné sein, ich will schon mit ihm zurecht kommen.“ Aber weit gefehlt. War's vorher arg, so war's jetzt ärger.

Der Sundgauer machte Forderungen, die der gute Mann nicht zu befriedigen wußte, so daß er endlich im Unwillen sagte: „Das ist ja der vermaledeiteste Spitzbube, mit dem mich der Bollettenschreiber noch heimgesucht hat.“ Aber kaum war das unvorsichtige Wort heraus, so bekam er von dem vermeinten Stockfranzosen eine ganz entsetzliche Ohrfeige. Da sagte der Nachbar: „Gevattermann! Nun laßt Euch nimmer Angst sein, der kann Deutsch.“

52. Der kluge Sultan.

Zu dem Großsultan der Türken, als er eben an einem Freitag in die Kirche gehen wollte, trat ein armer Teufel von seinen Unterthanen mit schmutzigem Bart, zerfetztem Rock und durchlöcherten Pantoffeln, schlug

ehrerbietig und kreuzweise die Arme übereinander und sagte: „Glaubst du auch, großmächtiger Sultan, was der heilige Prophet sagt?“ Der Sultan, so ein gütiger Herr war, sagte: „Ja, ich glaube, was der Prophet sagt.“ Der arme Teufel fuhr fort: „Der Prophet sagt im Alkoran: alle Muselmanen (das heißt, alle Mohammedaner) sind Brüder. Herr Bruder, sei so gut, und teile mit mir das Erbe.“ Dazu lächelte der Kaiser und dachte: das ist eine neue Art, ein Almosen zu betteln, und gibt ihm einen Löwenthaler. Der Türke beschaut das Geldstück lang auf der einen Seite und auf der andern Seite. Am Ende schüttelt er den Kopf und sagt: „Herr Bruder, wie komme ich zu einem schäbigen Löwenthaler, so du doch mehr Silber und Gold hast, als hundert Maulesel tragen können, und meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächstens der Mund ganz zuwachsen. Heißt das geteilt mit einem Bruder?“ Der gütige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe und sagte: „Herr Bruder, sei zufrieden, und sage ja niemand, wie viel ich dir gegeben habe, denn unsre Familie ist groß, und wenn unsre Brüder alle auch kommen, und wollen ihr Erbteil von mir, so wird's nicht reichen, und du mußt noch herausgeben.“ Das begriff der Herr Bruder, ging zum Bäckermeister Abu Tlengi, und kaufte ein Laiblein Brot, der Kaiser aber begab sich in die Kirche und verrichtete sein Gebet.

53. Wie man aus Barmherzigkeit rasiert wird.

In eine Barbierstube kommt ein armer Mann mit einem starken schwarzen Bart, und statt eines Stücklein Brotes bittet er, der Meister soll so gut sein, und ihm den Bart abnehmen um Gotteswillen, daß er doch wieder aussehe wie ein Christ. Der Meister nimmt das schlechteste Messer, wo er hat, denn er dachte: was soll ich ein gutes d'ran stumpf hacken für nichts und wieder nichts? Während er an dem armen Teufel hackt und schabt, und er darf nichts sagen, weil's ihm der Schinder umsonst thut, heult der Hund auf dem Hofe. Der Meister sagt: „Was fehlt dem Mopper, daß er so winselt und heult?“ Der Christoph sagt: „Ich weiß auch nicht.“ Der Hans Frieder sagt: „Ich weiß auch nicht.“ Der arme Teufel unter dem Messer aber sagt: „Er wird vermutlich auch um Gotteswillen balbiert, wie ich.“

54. Das seltsame Rezept.

Es ist sonst kein großer Spaß dabei, wenn man ein Rezept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große tannene Stubenthür ab und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen und sagte: „Was wollt Ihr da, guter Freund, mit Eurer Stubenthür?

Der Schreiner wohnt um zwei Häuser links.“ Dem sagte der Mann, der Doktor sei bei seiner kranken Frau gewesen und habe ihr wollen ein Tränklein verordnen, so sei in dem ganzen Haus keine Feder, keine Tinte und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doktor das Rezept an die Stubenthür geschrieben, und nun soll der Herr Apotheker so gut sein und ein Tränklein kochen. Item, wenn er nur gut gethan hat. Wohl dem, der sich in der Not zu helfen weiß.

55. Gleiches mit Gleichem.

Der geistliche Herr von Trudenbach stand eines Nachmittags am Fenster. Da ging mit seinem Zwerchsack der Jud' von Brassenheim vorbei. „Nausel", rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinem Roß einen guten Käufer weißt, 20 Dublonen ist es wert, so bekommst du" — „Na was bekomm ich?" „Einen Sack Haber." — Es vergingen aber drei Wochen, bis der Jud' den rechten Liebhaber fand, der nämlich 6 Dublonen mehr dafür bezahlte als es wert war, und unterdessen stieg der Preis des Habers schnell auf das Doppelte, weil die Franzosen überall aufkauften, damals kauften sie noch. Also gab der geistliche Herr dem Juden statt eines ganzen Sackes voll einen halben. „Vielleicht bekehr' ich ihn", dachte er, „wenn er sieht, daß wir auch gerecht sind in Handel und Wandel."

Das war nun zu nehmen wie man wollte. Der Jud' nahm's aber für recht und billig. „Wart' nur, Gallech", dachte er, „du kommst mir wieder."

Nach Jahresfrist stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster und der Jud' von Brassenheim ging durch das Dorf. „Nausel", rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinen zwei fetten Ochsen" — „Na was bekomm' ich, wenn ich Euch einen guten Käufer schaffe?" — „Zwei große Thaler."

Jetzt ging der Jud' zu einem verunglückten Metzger, der schon lange kein Messer mehr führt, weil alles gut thut nur so lange es mag, zum Beispiel das Schuldigbleiben. Endlich sagte er zu seinen zwei letzten Kunden: „Ich weiß nicht, ich bin seit einiger Zeit so weichmütig, daß ich gar kein Blut mehr sehen kann," und schloß die Metzig zu. Seitdem heißt er zum Übernamen der Metzger Blutscheu, und nährte sich, wie der Zirkelschmied, von kleinen Künsten und Projekten, wie wirklich eins im Werk ist. Denn an ihm suchte und fand der Jud' seinen Mann, und sagte ihm, was zu fangen sei, und auf welche Art. Nach zwei Tagen kamen die beiden zu dem geistlichen Herrn. Aber wie war der Metzger ausstaffiert? In einem halbneuen braunen Rock, in langen, schön gestreiften Beinkleidern von Barchent, um den Leib eine leere Geldgurt, am Finger einen lotschweren silbernen Ring, ein dito Herz im Hemd unter dem scharlachenen Brusttuch, hinter sich her einen wohlgenährten Hund, alles auf des Juden Bürgschaft zusammengeborgt, nichts sein eigen, als das rote Gesicht. Die Ochsen wurden kunstmäßig umgangen, betastet, mit den Augen gewogen, und wie mit einer Klafterschnur gemessen.

„Na, wie jauker?“ — „Zwanzig Dublonen.“ — „Siebenzehn!“ — „Herr Adlerwirt“, sagte der Jude, „macht neunzehn daraus, Ihr verkauft Euch nicht.“ — „Die Ochsen sind brav“, sagte der Blutscheu, „wenn ich's zwei Stunden früher gewußt hätte, als meine Gurt noch voll war, daß ich sie also gleich fassen könnte, so wären sie mir ein paar Dublonen mehr wert. Aber am Freitag hol' ich sie für achtzehn,“ und zog den ledernen Beutel aus, als wenn er etwas darauf geben wollte.

Unterdessen flüsterte der Jude dem geistlichen Herrn etwas in das Ohr, und „wenn Ihr für die Jungfer Köchin zwei große Thaler in den Kauf geben wolltet“, sprach er dem Metzger zu, „so könnt Ihr die Ochsen alsogleich mitnehmen für neunzehn. Ihr seid ein Ehrenmann, und der Herr Dechant ist auch so einer. Am Freitag bringt Ihr ihm das Geld.“ Der Kauf war richtig, zwei große Thaler gingen auf die Hand. „Herr Adlerwirt“, sagte der Jud', „Ihr habt einen guten Handel gemacht.“

Also trieb der Blutscheu die schöne fette Beute fort. Die meisten geneigten Leser aber werden bereits merken, daß der Herr Dechant sein Geld am Freitag noch nicht bekam.

Eines Nachmittags, nach vier Wochen oder nach sechs, stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster, und der Jud' ging durch das Dorf. „Nausel", rief der geistliche Herr ihm zu: „Wo bleibt der Adlerwirt? Ich habe mein Geld noch nicht." — „Na, wo wird er bleiben," sagte der Nausel. „Er wird warten bis eine Dublone das Doppelte gilt, alsdann bringt er Euch statt neunzehn, neun und eine halbe. Verliert Ihr etwas dabei? Hab' ich vor einem Jahr an meinem Haber etwas verloren?"

Da ging dem Herrn Dechant ein Licht auf.

Das artigste an dieser ganzen Geschichte ist die Wahrheit. Der Jud' hat es nachgehends selber erzählt und gerühmt, wie ehrlich der Metzger an dem Scheideweg im Wald mit ihm geteilt habe. „Was er gethon hat", sagte er, „den schönsten hat er für sich behalten, und mir den geringeren gegiben."

56. Kurze Station.

Der Postmeister sagte zu einem Juden, der mit zwei Pferden auf die Station anfuhr: „Von hieraus müßt Ihr drei nehmen. Es geht bergauf, und die Straße ist falsch überführt. Dafür seid Ihr in drei Stunden an Ort und Stelle." Der Jude fragte: „Wie bald bin ich an Ort und Stelle, wenn ich vier nehme?" — „In zwei Stunden." — „Und wenn ich sechs nehme?" — „In einer Stunde." — „Wißt Ihr was", sagte endlich der Jude, „spannt nicht an, so brauche ich gar nicht abstatt zu fahren!"

57. Der Barbierjunge von Segringen.

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirtshaus zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte und fast wunderlich aussah, also, daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirt, ehe er etwas zu essen und zu trinken fordert: „Habt Ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasieren kann?" Der Wirt sagt: „Ja" und holt den Barbier. Zu dem sagt der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn Ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahl' ich Euch vier Kronenthaler. Wenn Ihr mich aber schneidet, so stech' ich Euch tot. Ihr wäret nicht der erste."

Wie der erschrockene Mann das hörte (denn der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht vexiert wäre, und das spitzige, kalte Eisen lag auf dem Tisch), so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das nämliche. Wie der Gesell das nämliche hört, springt er ebenfalls fort und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld und denkt: „Ich wag's. Geratet es und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für vier Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen und einen Schnepper. Geratet's nicht, so weiß ich, was ich thue," und rasiert den Herrn.

Der Herr hält ruhig still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegne Lehrjunge spaziert ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's nur um einen Sechser, oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zunder oder Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um vier Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch als er fertig war: „Gottlob!"

Als aber der Herr aufgestanden war und sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte und gibt dem Jungen die vier Kronenthaler, sagt er zu ihm: „Aber junger Mensch, wer hat dir den Mut gegeben, mich zu rasieren, so doch dein Herr und der Gesell sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich erstochen." Der Lehrjunge aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld und sagte: „Gnädiger

Herr, Ihr hättet mich nicht erstochen, sondern wenn Ihr gezuckt hättet und ich hätt' Euch ins Gesicht geschnitten, so wär' ich Euch zuvorgekommen, hätt' Euch augenblicklich die Gurgel abgehauen und wäre auf und davon gesprungen." Als der fremde Herr das hörte und an die Gefahr dachte, in der er gesessen war, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch einen Kronenthaler extra und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich tot, wenn du mich schneidest."

58. Der Star von Segringen.

Selbst einem Star kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. — In einem respektablen Dorf, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, liest vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Star, aber der Mensch. In Segringen der Barbier hatte einen Star, und der wohlbekannte Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Star lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: „Ich bin der Barbier von Segringen". Sein Herr hatte noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: „So so, la la" oder „par compagnie" (das heißt so viel als in Gesellschaft mit andern), oder „wie Gott will", oder „du Tolpatsch". So titulierte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Schermesser am Rücken abzog, anstatt die Schneide, oder wenn er ein Gütterlein verheite*). Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Star auch. Da nun täglich viele Leute im Hause waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten und der Star warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: „Hansel, was machst du?" antwortete er: „Du Tolpatsch!" und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die verschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen

*) Gütterlein so viel als Fläschlein, hier Arzneiglas. Verheien so viel als zerbrechen.

und das Wetter schön, da dachte der Star: „Ich hab' jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen," und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft andrer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: „Sie wissen die Gelegenheit hier zu Lande besser als ich." Aber sie flogen unglücklicherweise alle mit einander in ein Garn. Der Star sagte: „Wie Gott will". Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen". Als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als er sich er holt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Atem kommen, und als er sagte: „Ei, Hansel, hier hätt' ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge?" da antwortete Hansel: „par compagnie". Also brachte der Vogelsteller den Star seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passiert einem Star selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankieren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par compagnie in die Schlinge geraten und nimmer wieder heraus gekommen.

---

59. Einträglicher Rätselhandel.

Von Basel fuhren elf Personen in einem Schiffe den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubnis, sich in einen Winkel zu setzen und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war doch nur noch ein Zwölfkreuzerstück darin, denn das andre war ein messingener Knopf. Dessen ungeachtet nahm er die Erlaubnis dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja

schon mancher auf dem Rhein reich geworden." Im Anfang und von dem Wirtshaus „Zum Kopf" weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel und mit seinem Zwerchsack an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie man's manchmal diesen Leuten macht und versündigt sich daran. Als sie aber schon weit an Hüningen und an der Schusterinsel vorbei waren, und an Märkt und an dem Isteiner Klotz und St. Veit vorbei, wurde einer nach dem andern stille und gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfing: „Mausche", fing er an, „weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht? Deine Väter müssen doch auch auf allerlei gedacht haben in der langen Wüste." — Jetzt, dachte der Jude, ist es Zeit, das Schäflein zu scheren, und schlug vor, man sollte sich in der Reihe herum allerlei kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubnis auch mithalten. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein Zwölfkreuzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu belustigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der erste: „Wie viel weichgesottene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen?" — Alle sagten, das sei nicht zu erraten, und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jude sagte: „Eins, denn wer ein Ei gegessen hat, ißt das zweite nimmer nüchtern." Der Zwölfer war gewonnen.

Der andre dachte: „Wart' Jude, ich will dich aus dem neuen Testament fragen, so soll mir dein Zwölfer nicht entgehen. Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Korinther geschrieben?" Der Jude sagte: „Er wird nicht bei ihnen gewesen sein, sonst hätt' er's ihnen mündlich sagen können." Wieder ein Zwölfer.

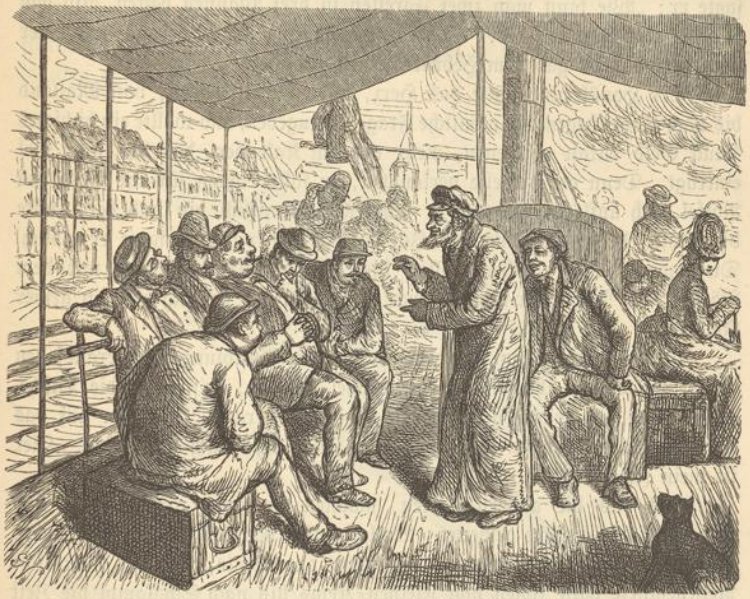
Als der dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut beschlagen sei, fing er's auf eine andre Art an: „Wer zieht sein Geschäft in die Länge und wird doch zu rechter Zeit fertig?" Der Jude sagte: „Der Seiler, wenn er fleißig ist."

Der vierte: „Wer bekommt noch Geld dazu und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht?" Der Jude sagte: „Der Bleicher".

Unterdessen näherte man sich einem Dorfe, und einer sagte: „Das ist Bamlach". Da fragte der fünfte: „In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?" Der Jude sagte: „Im Hornung, denn er hat nur 28 Tage."

Der sechste sagte: „Es sind zwei leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter.“ Der Jude sagte: „Der Vetter ist Eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht Euer Vetter.“

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragt der siebente: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?“ Der Jude sagte: „Die kleinsten.“



Der achte fragt: „Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?“ Der Jude sagte: „Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuß gehen.“

Fragt der neunte: „Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet und hat die Handschuhe vergessen, wie muß er's anfangen, daß es ihn nicht an die Hand friert?“ Der Jude sagte: „Er muß aus der Hand eine Faust machen.“

Fragt der zehnte: „Warum schlüpft der Küfer in die Fässer?“ Der Jude sagte: „Wenn die Fässer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen.“

Nun war noch der elfte übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eier teilen, also daß jeder eins bekomme und doch eins in der Schüssel bleibe?“ Der Jude sagte: „Der letzte muß die Schüssel samt dem Ei nehmen, dann kann er es darin liegen lassen so lange er will.“

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Komplimenten und spitzbübischer Freundlichkeit sagte er: „Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, also daß in jeder eine Forelle liege?“ Das brachte abermal keiner heraus, und einer nach dem andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz, allen seinen Lesern, von Mailand bis nach Kopenhagen, die nämliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die elfe verlangten, er sollte ihnen für ihr Geld das Rätsel auch auflösen, wandte er sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achsel, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jud',“ sagte er endlich. Die andern sagten: „Was sollen diese Präambeln? Heraus mit dem Rätsel!“ — Nichts für ungut!“ war die Antwort, „daß ich gar ein armer Jüd' bin.“ —

Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraussagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war und sagte: „Daß ich's auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!“

Als das die andern hörten, machten sie zwar große Augen und meinten, so sei's nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeißen konnten und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Kleinen-Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jude hat aus dem Schiff getragen — das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopfe ausrechnen: wie viel Gulden und Kreuzer hat der Jude aus dem Schiff getragen? Einen Zwölfer und einen messingenen Knopf hatte er schon. Elf Zwölfer hatte er durch Erraten gewonnen, elf mit seinem eignen Rätsel, einen hat er zurückbezahlt und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld entrichtet.

60. Des Seilers Antwort.

In Donauwörth wurde zu seiner Zeit ein Roßdieb gehenkt, und der Hausfreund hat schon manchmal gedacht: Wer heut an den Galgen oder heutzutage ins Zuchthaus will, wozu braucht er ein Roß zu stehlen? Kommt man nicht zu Fuß früh genug? Der Donauwörther hat auch geglaubt, der Galgen laufe ihm davon, wenn er nicht reite, und ist das Roß einem ungeschickten Dieb in die Hände gefallen, so fiel der Dieb einem ungeschickten Henkersknecht in die Hände.

Denn als ihm dieser das hänfene Halsband hatte angelegt und stieß ihn von der Leiter vom Seigel herunter, so zuckte er noch lange mit den Augen hin und her, als wenn er sich noch ein Rößlein aussuchen wollte in der Menge. Denn unter den Zuschauern waren viele zu Pferd und auf Leiterwagen und dachten, man sieht's besser. Als aber das Volk anfing, laut zu murren, und der ungeschickte Henker wußte sich nicht zu helfen, so warf er sich endlich in der Angst an den Gehenkten hin, umfaßte ihn mit beiden Armen, als wenn er wollte von ihm Abschied nehmen, und zog mit aller Kraft, damit die Schlinge fest zusammengehen und ihm den Atem töten sollte. Da riß der Strick entzwei, und fielen beide miteinander auf die Erde hinab, als wenn sie nie wären droben gewesen. Der Missethäter

lebte noch, und sein Advokat hat ihn nachher gerettet. Denn er sagte: „Der Malefikant hat nur ein Roß gestohlen, nicht zwei, so hat er auch nur einen Strick verdient," und hat hinten dran viel lateinische Buchstaben und Zahlen gesetzt, wie sie's machen. Der Henker aber, als er nachmittags den Seiler sah, fuhr ihn ungebärdig an: „Ist das auch ein Strick gewesen?" sagte er, „man hätte Euch selber dran henken sollen." Der Seiler aber wußte zu antworten: „Es hat mir niemand gesagt", sagte der Seiler, „daß er zwei Schelmen tragen soll. Für einen war er stark genug, du oder der Roßdieb."

61. Des Diebes Antwort.

Einem Dieb, der sich mit Reden mausig machen wollte, sagte jemand: „Was wollt Ihr? Ihr dürft ja gar nicht mehr in Eure Heimat zurückkehren und müßt froh sein, wenn man Euch hier duldet." — „Meint Ihr", sagte der Dieb, „meine Herren daheim haben mich so lieb, ich weiß gewiß, wenn ich heimkäme, sie ließen mich nimmer fort."

62. Die Weizenblüte.

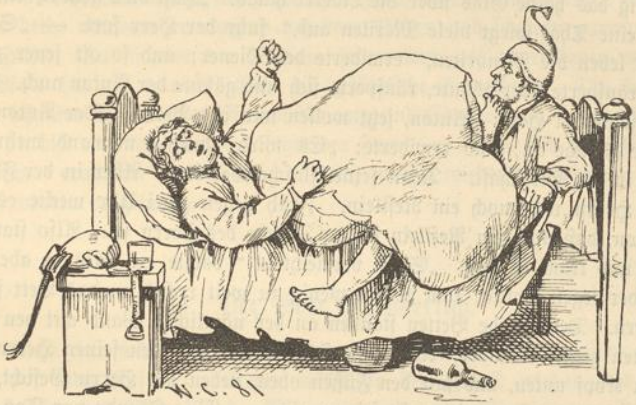
Nie muß sich einer über fremdes Unglück freuen, weil es ihm Nutzen bringt, sonst kommt die Zeit, es freuen sich andre wieder.

In einigen Gegenden hat man das Sprichwort, wenn man sagen will, daß man einen Gewinn oder einen Vorteil zu hoffen habe — sagt man: „Mein Weizen blüht." Als daher der Chirurgus und ein Zimmermann in der Nacht miteinander auf der Straße gingen, und in einiger Entfernung ein bekanntes Dörflein brannte, deutete der Zimmermann hinüber und sagte zu dem Chirurgus: „Herr Gevatter, mein Weizen blüht." Nämlich weil es neue Häuser aufzuschlagen gibt, wenn die alten verbrennen. Weil er aber auf den Brand und nicht auf den Weg sah, fiel er im nämlichen Augenblick in einen Graben und brach einen Arm entzwei. Da sagte zu ihm der Chirurgus: „Gevatter, es kommt mir vor, mein Weizen sei zeitig." Der geneigte Leser versteht's.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

63. Die Schlafkameraden.

Eines Abends kam ein fremder Herr mit seinem Bedienten im Wirtshaus zu der goldenen Linden in Brassenheim an und ließ sich bei dem Nachtessen beiderlei wohl schmecken, nämlich das Essen selbst und das köstliche Getränk. Denn der Lindenwirt hat Guten. Der Bediente aber an einem andern Tisch dachte: „Ich will meinem Herrn keine Schande machen," und trank, wie im Zorn, ein Glas und eine Bouteille nach der andern aus, zu sich selbst sagend: „der Wirt soll nicht meinen, daß wir Knicker sind."



Nach dem Essen sagte der Herr zu dem Lindenwirt: „Herr Wirt, ich hab' an Euerm Roten so zu sagen eine gefährliche Entdeckung gemacht. Bringt mir noch eine Flasche voll in das Schlafstüblein." Der Bediente hinter dem Rücken des Herrn winkte dem Wirt: „Mir auch eine!" denn sein Herr ließ sich vieles von ihm gefallen, weil er auf Reisen auch sein Leibgardist war und immer mit ihm in der nämlichen Stube schlafen mußte, und je einmal, wenn er sich zuviel Freiheit herausnahm, war der Herr billig und dachte: „Ich will nicht wunderlich sein. Es ist ja nicht das erstemal, daß er's thut." Also trank an seinem Tisch der Herr und las die Zeitung, und am andern Tisch dachte der Bediente: „Es ist ein harter Dienst, wenn man trinken muß, anstatt zu schlafen, zumal so starken." Gleichwohl als er dem Herrn die zweite Flasche holen mußte, nahm er für sich auch noch eine mit vom nämlichen.

Der Herr fing endlich an, laut mit der Zeitung zu reden, und der Bediente nahm wie ein Echo zwischen der Thür und dem Fenster auch Anteil daran, aber wie? Der Herr las von dem großen Mammutsknochen, der gefunden wurde. Der Bediente, der eben das Glas zum Munde führte, lallte für sich: „Soll leben der Mohammedsknochen.“ Oder als der Herr von dem Seminaristen las aus dem Seminarium in Pavia, der mit Lebensgefahr eines Schriftgießers Kind aus den Flammen rettete, ergriff er das Glas, und „Bravo“, sagte er, „wackerer Seminarist!“ Der Bediente stammelte für sich: „soll leben der wackere Seeminister,“ und goß richtig das halbe Glas über die Liberei hinab. „Hast du's gehört, Anton? So eine That wiegt viele Meriten auf,“ fuhr der Herr fort. — „Sollen auch leben die Minoriten,“ erwiderte der Diener; und so oft jener z. B. sich räusperte oder gähnte, räusperte sich und gähnte der Anton auch. Endlich sagte der Herr: „Anton, jetzt wollen wir ins Bett.“ Der Anton sah seine Flasche an, und erwiderte: „Es wird ohnehin niemand mehr auf sein in der Wirtschaft.“ Denn seine Flasche war leer. Aber in der Flasche des Herrn war noch ein Restlein. Früh gegen zwei Uhr weckte es den Anton, daß noch ein Restlein in der Flasche des Herrn sei. Also stand er auf und trank es aus. „Sonst verriecht es,“ dachte er. Als er aber sich wieder legen wollte, kam er ein wenig zu weit rechts an das Bett seines Herrn. Denn beide Betten standen an der nämlichen Wand mit den Fußstätten gegen einander. Also legte sich der Anton neben seinen Herrn, mit dem Kopf unten, und mit den Füßen oben, neben des Herrn Gesicht, weil er meinte, er liege wieder in seinem eignen. Eine Stunde vor Tag aber, als der Herr erwachte, fühlte er auf einmal neben sich etwas Lebendiges und Warmes, und das Warme und Lebendige bewegte sich auch. Jetzt rief er: „Anton, Anton“ mit ängstlicher und leiser Stimme, daß der unsichere Schlafkamerad nicht aufwachen sollte, und derjenige, den er wecken wollte, war doch der Schlafkamerad. „Anton,“ schrie er endlich in der Herzensangst so laut er konnte. „Was befehlen Ihro Hochwürden,“ erwiderte endlich der Anton. — „Komm mir zu Hilfe! Es liegt einer neben mir.“ — „Ich kann nicht, neben mir liegt auch einer,“ erwiderte der Bediente und wollte sich strecken, so zwar, daß er mit dem linken Fuß unter des Herrn Kinn kam. „Anton, Anton“, rief der Herr, „meiner reißt mir den Kopf ab,“ und suchte ebenfalls mit den Füßen eine Habung. „Meiner will mir die Nase aufschlitzen,“ schrie noch viel ärger der Anton. „Wirf deinen heraus“, schrie der Herr, „und komm mir zu Hilfe.“

Also faßte der Bediente seinen Mann an den Beinen, und dieser, als er Ernst sah, faßte er seinen Mann ebenfalls an den Beinen, und rangen also die beiden mit einander, daß keiner den andern konnte zu Hilfe kommen; und der Bediente fluchte wie ein Türk', der Herr aber fluchte zwar nicht, aber doch rief er die unsichtbaren Mächte an, sie sollten seinem Gegner den Hals brechen, was auch fast hätte geschehen können, denn auf einmal hörte unten der Wirt, der schon auf war, einen Fall, daß alle Fenster zitterten, und der Perpendikel an der Wanduhr sich in die Ruhe stellte. Als er aber geschwind mit dem Licht und dem Hauptschlüssel hinauf geeilt war, ob ein Unglück sich zugetragen habe, denn er kannte seinen Roten, lagen beide miteinander ringend auf dem Boden und schrieen zetermordio um Hilfe. Da lächelte der Wirt in seiner Art, als ob er sagen wollte, der Rote hat gut gewirkt, über die gefährliche Entdeckung. Die beiden aber schauten einander mit Verwunderung und Staunen an. „Ich glaube gar, du bist es selbst, Anton," sagte der Herr. — „So, seid nur Ihr es gewesen," erwiderte der Diener, und legten sich wieder ein jeder in sein Bett, worein er gehörte.

64. Der Herr Wunderlich.

Nicht nur wird die Einfalt von dem Mutwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöst sie der Zufall wieder aus den Fangstricken des Mutwillens. Wie erging es jenem Bauersmann, der in der Stadt einem Bürger Namens Wunderlich einen Wagen voll Holz verkauft hatte auf dem Marktplatz? „Fahrt jetzt nur dort die Straße hinaus", sagte der Bürger", bis zum Eisenladen, hernach links in die Gasse, hernach beim ersten Brunnen wieder rechts, hernach beim roten Löwen wieder links. Nummer 428 ist mein Haus, Jakob Wunderlich." Und bis so weit gut. Der Bauersmann aber dachte: „Ist's nicht noch früh am Vormittag, hab' ich nicht das Holz um einen guten Preis verkauft, will ich nicht zuerst noch ein Schöpplein trinken in der Kneipe da und repetierte für sich: „Eisenladen, — links — rechts, links — — — Numero 428." Aber in der Kneipe saßen bei einem Saueressen auch schon ein paar lustige Gesellen, und als sie ihn sahen hereinkommen, stieß einer den andern mit dem Ellbogen, und der andre fing an, als wenn er fortführe: „Drum muß man's selber gesehen haben", sagte er, „und bei den

Russen gewesen sein, wenn man's glauben soll, wo der Mann im mittlern Glied, ich will vom Flügelmann nicht reden, zwanzig Ellen mißt, auch weniger. Jeder Finger ist eine Pistole, die Zähne sind Palissaden mit Feldschlangen dazwischen, die Nase ein Bollwerk, die Augen Bombenkugeln. Jedes Barthaar ist ein Bajonett, jedes Haupthaar ein Sabel. Ein solcher Sabel läßt sich auseinander ziehen, wie ein Perspektiv, für in die Nähe zu fechten und in die Weite. Verliert ihn einer, so zieht er einen andern aus dem Haar. An den Füßen sind ihnen Schiffe gewachsen, und es ist ihnen einerlei, ob auf dem Wasser, oder auf dem Land. Der Mann schultert seinen Achtundvierzigpfünder. Jeder hat sieben Leben. Tötet ihr ihm eins, so hat er noch sechs. Jeder Gemeine hat Majorsrang." Der geneigte Leser wird an diesem Müsterlein genug haben. Unserm Bauersmann aber verging Hören und Sehen, und so weit war es nicht gut. Denn als er wieder auf die Straße kam, waren ihm vor Staunen und Entsetzen der Eisenladen, die Gasse links, die Gasse rechts und der Herr Wunderlich aus dem Gedächtnis heraus verschwunden, und wen er fragte: „Guter Freund, wißt Ihr mir nicht zu sagen, wo der Herr wohnt, dem ich das Holz verkauft habe, so und so sieht er aus?" der gab ihm keine Antwort oder eine falsche. Der eine sagte: „Am obern Thore Numero 1." Dort sagte ein andrer: „Nein, er ist ausgezogen und wohnt jetzt in der untern Vorstadt Numero 916. Glücklicherweise führt ihn sein Weg nach der untern Vorstadt durch die Schulgasse, und einige Schüler standen vor der Thür. „Die Bürschlein", dachte er, „wissen sonst den Bescheid in der Stadt herum am besten, weil sie der Wind aus allen Gassen zusammenweht." „Junger Herr", sagte er zu einem, „wolltet Ihr mir nicht sagen, wo der Herr wohnt, der mir dieses Holz abgekauft hat, und so und so." Der Schüler, ein durchtriebener Kopf, erwiderte: „Guter Freund, ich bin noch nicht in der schwarzen Kunst, ich bin noch in der Philosophie (so hieß die Klasse, worin er saß). Wenn Ihr aber", sagte er, „zu dem Herrn in der obern Stube gehen wollt, der das große Buch hat, wo Gribis Grabis darin steht: Tunkus, Blemsum, Schalelei, Ikmack und Norma, der schlägt's Euch auf für zwei Schillinge." In der obern Stube legte er zwei Schillinge auf den Tisch. „Herr Magister, ich habe vergessen, wie der Herr heißt und wo er wohnt, dem ich mein Holz verkauft habe. Wolltet Ihr nicht so gut sein und es mir aus Euerm Gribis Grabisbuch dort sagen." Der Schulherr aber schaute diese Zumutung mit ungemeinem Staunen an, also daß er zuletzt die Brille abhob und den

baumwollenen Schlafrock übereinander nahm. „Guter Freund", wollte er sagen, „das ist wohl wunderlich von Euch, daß Ihr meint, ich könne Euch aus meinen Büchern sagen, was Euch im Kopfe fehlt." Als er aber angefangen hatte, „guter Freund, das ist wohl wunderlich," fiel ihm der Bauersmann mit freudiger Verwunderung in die Rede. „Ganz richtig", sagte er, „es ist Herr Wunderlich. Sapperment", sagte er, „das heiß ich ins Schwarze getroffen, gleich auf den ersten Schuß und ohne Buch," und entsetzte sich jetzt noch vielmehr über die allwissende Gelehrsamkeit des Schulherrn, als vorher über die fürchterlichen Soldaten in der Kneipe. Der Schulherr aber gab ihm seine zwei Schilling wieder und ließ ihm hernach durch ein Büblein zeigen, wo der Herr Wunderlich wohnt. Also hat dem Mann ein lächerlicher Zufall wieder auf die Spur geholfen, von welcher er abgeleitet worden durch den Mutwillen.

65. Böser Markt.

In der großen Stadt London und rings um sie her gibt es außerordentlich viel gute Narren, die an andrer Leute Geld oder Sackuhren oder kostbaren Fingerringen eine kindische Freude haben und nicht ruhen, bis sie dieselben haben. Dies bringen sie zuwege manchmal durch List und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff, manchmal am hellen lichten Tag und an der offenen Landstraße. Einem geratet es, dem andern nicht. Der Kerkermeister zu London und der Scharfrichter wissen davon zu erzählen. Eine seltsame Geschichte begegnete aber eines Tags einem vornehmen und reichen Mann. Der König und viele andre große Herren und Frauen waren an einem schönen Sommertage in einem großen königlichen Garten versammelt, dessen lange gewundene Gänge sich in der Ferne in einem Wald verloren. Viele andre Personen waren auch zugegen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und seine Familie froh und glücklich zu sehen. Man aß und trank, man spielte und tanzte; man ging spazieren in den schönen Gängen und zwischen dem duftenden Rosengebüsch paarweise und allein, wie es sich traf. Da stellte sich ein Mensch, wohl gekleidet, als wenn er auch dazu gehörte, mit einer Pistole unter dem Rock, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an den Wald grenzt, dachte, es wird schon jemand kommen. Wie gesagt, so geschehen, kommt ein Herr mit funkelndem Fingerring, mit

klingenden Uhrenketten, mit diamantnen Schnallen, mit breitem Ordensband und goldnem Stern, will spazieren gehen im kühlen Schatten und denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der Geselle hinter dem Baum hervor, macht dem guten Herrn ein bescheidenes Kompliment, zieht die Pistole zwischen dem Rock und Kamisol heraus, richtet ihre Mündung auf des Herrn Brust und bittet ihn höflich, keinen Lärm zu machen, es brauche niemand zu wissen, was sie miteinander zu reden haben. Man muß übel dran sein, wenn man vor einer Pistole steht, weil man nicht weiß, was drin steckt. Der Herr dachte vernünftig: Der Leib ist kostbarer als das Geld, lieber den Ring verloren als den Finger; und versprach zu schweigen. „Gnädiger Herr", fuhr jetzt der Geselle fort, „wären Euch Eure zwei goldenen Uhren nicht feil für gute Bezahlung? Unser Schulmeister richtet die Uhr alle Tage anders, man weiß nie, wie man dran ist, und an der Sonnenuhr sind die Zahlen verwischt." Will der reiche Herr wohl oder übel, so muß er dem Hallunken die Uhren verkaufen für ein paar Stüber oder etwas, wofür man kaum ein Schöpplein trinken kann. Und so handelt ihm der Spitzbube Ring und Schnallen und Ordensstern und das goldene Herz, das er vorne auf der Brust im Hemde hatte, Stück für Stück ab um schlechtes Geld, und immer mit der Pistole in der linken Hand. Als endlich der Herr dachte: „Jetzt bin ich absolviert, Gottlob!" fing der Spitzbube von neuem an: „Gnädiger Herr weil wir so gut miteinander zurecht kommen, wollet Ihr mir nicht auch von meinen Waren etwas abhandeln?" Der Herr denkt an das Sprichwort, daß man müsse zu einem bösen Markt ein gutes Gesicht machen, und sagt: „Laßt sehen!" Da zog der Bursche allerlei Kleinigkeiten aus der Tasche hervor, die er vom Zweibatzenkrämer gekauft, oder auch schon von einer ungewischten Bank gefunden hatte, und der gute Herr mußte ihm alles abkaufen, Stück für Stück um teures Geld. Als endlich der Spitzbube nichts mehr als die Pistole übrig hatte und sah, daß der Herr noch ein paar schöne Dublonen in dem grünen seidenen Geldbeutel hatte, sprach er noch: „Gnädiger Herr, wollt Ihr mir für den Rest, den Ihr da in den Händen habt, nicht die Pistole abkaufen? Sie ist vom besten Büchsenschmied in London und zwei Dublonen unter Brüdern wert."

Der Herr dachte in der Überraschung: „Du dummer Dieb!" und kauft die Pistole.

Als er aber die Pistole gekauft hatte, kehrte er den Stiel um und sprach: „Nun halt, sauberer Geselle, und geh' augenblicklich voraus, wohin ich dich heißen werde, oder ich schieße dich auf der Stelle tot."

Der Spitzbube aber nahm einen Sprung in den Wald und sagte: „Schießt herzhaft los, gnädiger Herr, sie ist nicht geladen.“ Der Herr drückte ab, und es ging wirklich nicht los. Er ließ den Ladestock in den Lauf fallen, und es war kein Körnlein Pulver darin. Der Dieb aber war unterdessen schon tief im Wald, und der vornehme Engländer ging schamrot zurück, daß er sich also habe in Schrecken setzen lassen, und dachte an vieles.

66. Ein teurer Kopf und ein wohlfeiler.

Als der letzte König von Polen noch regierte, entstand gegen ihn eine Empörung, was nichts Seltenes war. Einer von den Rebellen, und zwar ein polnischer Fürst, vergaß sich so sehr, daß er einen Preis von 20 000 Gulden auf den Kopf des Königs setzte. Ja er war frech genug, es dem König selber zu schreiben, entweder, um ihn zu betrüben oder zu erschrecken. Der König aber schrieb ihm ganz kaltblütig zur Antwort:

„Euern Brief habe ich empfangen und gelesen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bei Euch etwas gilt. Denn ich kann Euch versichern, für den Eurigen gäb' ich keinen roten Heller."

67. Teure Eier.

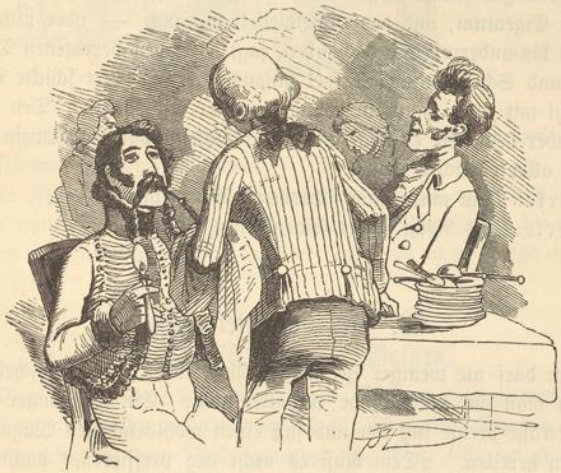
Als zu seiner Zeit ein fremder Fürst nach Frankreich reiste, wurde es ihm unterwegs öd' im Magen, und ließ sich in einem gemeinen Wirtshaus, wo sonst dergleichen Gäste nicht einkehren, drei gesottene Eier geben. Als er damit fertig war, forderte der Wirt dafür 300 Livres. Der Fürst fragte, ob denn hier die Eier so rar seien? Der Wirt lächelte und sagte: „Nein, die Eier nicht, aber die großen Herren, die so etwas dafür bezahlen können." Der Fürst lächelte auch und gab das Geld, und das war gut. Als aber der damalige König von Frankreich von der Sache hörte (es wurde ihm als ein Spaß erzählt), nahm er's sehr übel, daß ein Wirt in seinem Reich sich unterstand, solche unverschämte Überforderungen zu machen, und sagte dem Fürsten: „Wenn Sie auf Ihrer Rückreise wieder an dem Wirtshaus vorbeifahren, werden Sie sehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande herrscht." Als der Fürst auf seiner Rückreise wieder an dem Wirtshaus vorüberfuhr, sah er kein Schild mehr dran, aber die Thüren und Fenster waren zugemauert, und das war auch gut.

68. Der silberne Löffel.

In Wien dachte ein Offizier: „Ich will doch auch einmal im roten Ochsen zu Mittag essen," und geht in den roten Ochsen. Da waren bekannte und unbekannte Menschen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andre wenig. Man sprach und disputierte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steinregen bei Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Das sind dem geneigten Leser bekannte Sachen, denn er erfährt durch den Hausfreund alles ein Jahr früher, als andre Leute. — Als nun das Essen fast vorbei war, einer und der andre trank noch eine halbe Maß Ungarwein zum Zuspitzen, ein andrer drehte Kügelein aus weichem Brot, als wenn er ein Apotheker

wär' und wollte Pillen machen, ein dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel oder mit dem silbernen Löffel — da sah der Offizier von ungefähr zu, wie einer, in einem grünen Rocke, mit dem silbernen Löffel spielte, und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockärmel hineinschlüpfte und nicht wieder herauskam.

Ein andrer hätte gedacht: „was geht's mich an?" und wäre still dazu gewesen, oder hätte großen Lärm angefangen. Der Offizier dachte: „Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschütz ist, und was es für einen Verdruß geben kann," und war mausstill, bis der Wirt kam und das Geld einzog.



Als der Wirt kam und das Geld einzog, nahm der Offizier auch einen silbernen Löffel und steckte ihn zwischen zwei Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein, zum andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Währenddem der Offizier seine Zeche bezahlte, und der Wirt schaute ihm auf den Rock, dachte er: „Das ist ein kurioser Verdienstorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampf mit einer Krebssuppe hervorgethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen silbernen Löffel bekommen hat, oder ist's gar einer von meinen eignen?" Als aber der Offizier dem Wirt die Zeche bezahlt hatte, sagte er mit ernsthafter Miene: „Und der Löffel geht ja drein.

Nicht wahr? Die Zeche ist teuer genug dazu." Der Wirt sagte: „So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn Ihr keinen Löffel daheim habt, so will ich Euch einen Patentlöffel schenken, aber meinen silbernen laßt mir da." Da stand der Offizier auf, klopfte dem Wirt auf die Achsel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht", sagte er, „ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt Ihr Euern Löffel wieder aus dem Ärmel heraus, grüner Herr, so will ich meinen auch wieder hergeben." Als der Löffelschütz merkte, daß er verraten sei, und daß ein ehrliches Auge auf seine unehrliche Hand gesehen hatte, dachte er: „Lieber Spaß, als Ernst," und gab seinen Löffel ebenfalls her. Also kam der Wirt wieder zu seinem Eigentum, und der Löffeldieb lachte auch — aber nicht lange. Denn als die andern Gäste das sahen, jagten sie den verratenen Dieb mit Schimpf und Schande zum Tempel hinaus, und der Wirt schickte ihm den Hausknecht mit einer Hand voll ungebrannter Asche nach. Den wackern Offizier aber bewirtete er noch mit einer Bouteille voll Ungarwein auf das Wohlsein aller ehrlichen Leute.

Merke: Man muß keine silbernen Löffel stehlen.

Merke: Das Recht findet seinen Knecht.

69. Der verachtete Rat.

Man darf nie weniger geschwind thun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will. Ein Fußgänger auf der Basler Straße drehte sich um und sah einen wohlbeladenen Wagen schnell hinter sich hereilen. „Dem muß es nicht arg pressieren," dachte er. — „Kann ich vor Thorschluß noch in die Stadt kommen?" fragte ihn der Fuhrmann. — „Schwerlich", sagte der Fußgänger, „doch wenn Ihr recht langsam fahrt, vielleicht. Ich will auch noch hinein." — „Wie weit ist's noch?" — „Noch zwei Stunden." — „Ei", dachte der Fuhrmann, „das ist einfältig geantwortet. Was gilt's, es ist ein Spaßvogel. Wenn ich mit Langsamkeit in zwei Stunden hineinkomme", dachte er, „so zwing ich's mit Geschwindigkeit in anderthalben und hab's desto gewisser." Also trieb er die Pferde an, daß die Steine davon flogen und die Pferde die Eisen verloren. Der Leser merkt etwas. „Was gilt's", denkt er, „es fuhr ein Rad vom Wagen?" Es kommt dem Hausfreund auch nicht darauf an. Eigentlich aber, und die Wahrheit zu sagen, brach die vordere Achse.

Kurz, der Fuhrmann mußte schon im nächsten Dorf übernacht bleiben. An Basel war nimmer zu denken.

Der Fußgänger aber, als er nach einer Stunde durch das Dorf ging und ihn vor der Schmiede erblickte, hob den Zeigefinger in die Höhe. „Hab' ich Euch nicht gewarnt", sagte er, „hab' ich nicht gesagt, wenn Ihr langsam fahrt?"

70. Der Thalhauser Galgen.

„Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand," sagte zu dem Vogt von Gillmannshofen endlich der Obmann. Nämlich der Vogt war tags vorher in der Stadt gewesen und hatte sich bei dem Herrn Amtmann Rats erholt in irgend einer Sache. „Es ist ganz gut", sagte der Amtmann, „daß Ihr da seid, hier sind vier Oberamtsbefehle an Euch, die könnt Ihr nun selber mitnehmen." Als der Vogt in den roten Löwen zurückgekommen war, während er fortfuhr, wo er vorher war stehen geblieben, nämlich am fünften Schöpplein, zog er die vier Befehle aus der Tasche, ob er ihnen nicht vor der Hand außen ansehen könne, was inwendig stehen möchte, wie man bisweilen seltsamerweise thut. Hernach schob er die Befehle wieder in die Rocktasche. Hernach bei dem sechsten Schöpplein legte er die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme und schlief ein. Lustige Herren saßen an einem andern Tisch, und der durchtriebenste von ihnen, einer wie der Herr Theodor, sagte: „Ich will einen Spaß machen."

Nämlich er schrieb einen falschen Befehl, daß, da morgen, den 15., drei Juden sollten gehenkt werden, so habe sich der Vogt von Gillmannshofen mit vierundzwanzig Mann und einem Obmann, nicht minder sämtlichen Schulkindern bei dem Thalhauser Galgen früh um neun Uhr unfehlbar einzufinden. Hernach zog er dem Vogt einen Befehl heimlich aus der Tasche und schob an dessen Stelle den falschen hinein. Auf dem Heimwege nach Gillmannshofen fing doch der Vogt an die Befehle aufzuthun, was der Amtmann wieder mit ihm wolle, und als er anfing den falschen Befehl zu lesen, „das muß ein Irrtum sein," sagte er zu sich selber und ging in die Stadt zurück, um den Amtmann darüber zu befragen. Der Amtmann und seine Frau, und der Herr Oberrevisor und seine Frau ergötzten sich nach des Tages Last und Arbeit mit einem Kartenspiel. „Was wollt Ihr schon wieder", fuhr ihn der Amtmann an, „sehet Ihr nicht, daß Gesellschaft bei mir ist?" Der Vogt wollte ihm erklären, daß er einen Anstoß habe an einem von den Befehlen, und daß er meine — „Ein unruhiger Kopf seid Ihr," sagte der Amtmann, wie er's denn auch wirklich war. „Ihr habt nichts zu meinen — Gehorsam habt Ihr zu leisten, was man Euch befiehlt, und damit Punktum. Seid Ihr noch nicht genug gestraft worden?" Demnach so ging der Vogt wieder seines Weges, und den andern Morgen zog er mit einer Rotte von ein vierundzwanzig Mann und einem Obmann, und der Herr Schulmeister mit der Schuljugend und viele Freiwillige nach dem Thalhauser Galgen, der linker Hand auf einer kleinen Anhöhe steht, wenn man von der Neuhauser Mühle in die Stadt geht. „Es ist schade", sagte der Vogt zum Obmann, „daß es so entsetzlich regnet. Es wird mancher daheim bleiben." Als sie vor den Thalhauser Wald hinauskamen und den Galgen noch mutterseelenallein im Felde stehen sahen, „wir sind die ersten", sagte der Vogt zum Obmann, „es ist noch niemand da." Der Freiwilligen suchte sich jeder einen guten Platz aus, wo man's gut sehen kann. Einige setzten sich zum voraus auf nahestehende Bäume, andre standen einstweilen unter. Aber es geschah nichts. Wandersleute, die in ihren Geschäften des Weges zogen, blieben auch im Regen stehen und wollten abwarten, was aus dem seltsamen Aufzug werden wollte. Aber es geschah nichts. „Sie werden warten", sagte der Vogt, „bis es nimmer so arg schüttet." Der Herr Schulmeister hielt zur Zeitverkürzung eine Standrede um die andre an die Schuljugend, daß, ob es gleich nur Juden seien, sollten sie doch ein christliches Exempel daran nehmen. Aber es wollte noch nichts kommen. Es läutet schon Mittag in allen Dörfern, aber der

Mittag läutete auch nichts herbei. Deswegen sagte zuletzt der Obmann zu dem Vogt: „Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand. Oder sind wir gar zuletzt Eure Narren," sagte er. „Es wäre kein Wunder, wir henkten Euch selber daran, damit die Leute nicht umsonst da gewesen sind." — Kurz es kam eben niemand.

Seitdem, wer durch Gillmannshofen geht und fragt in guter Meinung oder mit Mutwillen, ob schon lange niemand mehr am Thalhauser Galgen gehenkt worden sei, oder so, der wird geschlagen.

71. Der Schneider in Pensa.

Ein rechtschaffner Kalendermacher, zum Beispiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nämlich daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige Vorsehung für die Hilfe sorgt, noch ehe die Not da ist, und daß er kund mache das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen doch auch stecken, fast wo sie wollen.

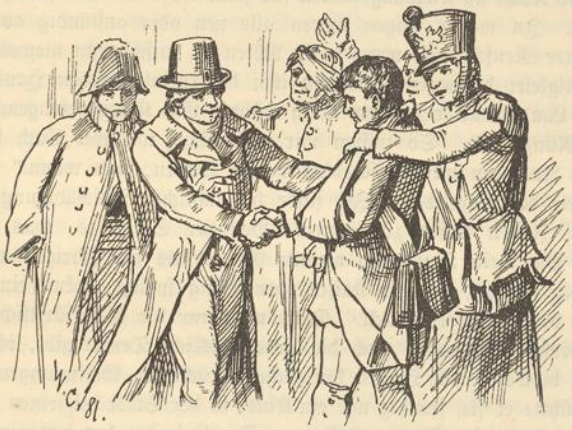
Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein! Sechsund zwanzig Gesellen auf dem Brett, jahraus jahrein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher, heiterer Sinn, ein Gemüt treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut rheinländischer Hausfreundschaft.

Im Jahre 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Beresina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man aus Europa hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und übernommen und alsdann weiter abgeführt in das tiefe fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn's nicht einer, gleichsam als eine fremde Ware, aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages, mit Franzosen meliert, auch sechzehn rheinländische Leser, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrornen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an und

fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden“ oder „wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen und wer wird den letzten begraben,“ da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel unvermutet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da?“ und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe, freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogtum Baden. Hat er nicht im Jahre 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein pfälzer Schneider schlägt sieben bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerieregiment als Regimentsschneider engagieren und ritt mit ihnen in die fremde russische Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf dreißig Stunden Wegs ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rat, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüte wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Elle weg und war der erste auf dem Platze, und: „Sind keine Deutsche da?“ war seine erste Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes thun wollte und liebte sie schon im voraus ungesehenerweise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussähen,“ dachte er. „Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann.“ Doch nahm er, wenn keine Deutschen da waren, auch mit Franzosen vorlieb

und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber, und als er mitten unter so viele geneigte Leser, auch Darmstädter und andre, hineinrief: „Sind keine Deutsche da?“ — er mußte zum zweitenmal fragen, denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien verklang in ihren Ohren wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutsche genug“ und von jedem erfragte, woher er sei — wäre er mit Mecklenburgern oder Kursachsen auch zufrieden gewesen, aber einer sagte: „Von Mannheim am Rheinstrom“, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, der andre sagte: „Von Bruchsal“, der dritte: „Von Heidelberg“, der vierte: „Von Gochsheim“.



Da zog es wie ein warmes, auflösendes Tauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten“, sagte das herrliche Gemüte, „Franz Anton Egetmeier von Bretten“, wie Joseph in Ägypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph euer Bruder“ — und die Thränen der Freude, der Wehmut und heiligen Heimatsliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigeren Fund an dem Schneider, oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Teil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine teuern Landsleute im Triumph in seine Wohnung und bewirtete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. „Anton", sagte der Statthalter, „wann hab' ich Euch etwas abgeschlagen?" Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste, einen nach dem andern. „Herr Landsmann", sagte er zu einem, „mit Eurem Weißzeug sieht's windig aus. Ich werde Euch für ein halbes Dutzend neuer Hemden sorgen." — „Ihr braucht auch ein neues Röcklein", sagte er zu einem andern. — „Eures kann noch gewendet und ausgebessert werden", zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle sechsundzwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werten rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffiert. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöten ist, mißbraucht niemals fremde Gutmütigkeit; deswegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Landsmann verrechnet Euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wissen wir auch nicht, wie wir Euch für Eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann." Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an." So kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingefaßt in Würde die Güte hervorblickt. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmut, sondern auch die liebe häusliche Demut gibt, ohne es zu wissen, bisweilen den Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin. Jetzt führte er sie, freudig wie ein Kind, in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tag von den Treuen auch in Asien mit Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliierten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte, und seinen Kindern — er nannte sie nur noch seine Kinder — mit

Freudenthränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war die erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder", sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht." — „Vater Egetmeier", sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe!" Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude ohne Maß der bittre Schmerz der Trennung, und zu dem bittern Schmerz die Not. Denn es fehlte an allem, was zur Notdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirtbaren Gegend nötig war, und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich dreizehn Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das wenige nirgends hin. Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen, leichten Mutes, still und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen", sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde, und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder, es ist Rat. Geld genug!" — Was war's? Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden", sagte er, „wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt." O du lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe, was du hast, und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben." Der wird einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommt ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen." Doch der Kauf wurde, zu großem Trost für die edeln Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichtsdestoweniger brachte er auf andre Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen, und nötigte sie, was er hatte von kostbarem russischem Pelzwerk mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären, oder einem ein Unglück widerführe. Den Abschied will der Hausfreund nicht beschreiben. Keiner, der dabei war, vermag es. Sie schieden unter tausend Segenswünschen

und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich und noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

Das war das Gotteskind, Franz Anton Egetmeier, Schneidermeister in Asien. Der Hausfreund wird im künftigen Kalender noch ein freudiges Wort von ihm zu reden wissen, und es wäre nimmer der Mühe wert, einen Kalender zu schreiben, wenn sich die geneigten Leser nicht auf sein Bildnis freuen wollten, was er ihnen zu stiften verspricht.

72. Der fromme Rat.

Ein achtzehnjähriger Jüngling ging, noch unerfahren, katholisch und fromm, zum erstenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderschaft. In der ersten großen Stadt auf der Brücke blieb er stehen und wollte rechts und links ein wenig umschauen, weil er fürchtete, es möchten ihm nimmer viel solche Brücken kommen, an welche unten und oben solche Städte angebaut seien, wie diese. Als er aber rechts umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demütig ist und es recht meint. Als er aber links umschaute, kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demütig ist und es recht meint, und beide waren ihm schon ganz nahe, und beide waren im Begriff, an ihm vorbeizugehen im nämlichen Augenblick, der eine links von daher, der andre rechts von dorther. Da wußte sich der arme Mensch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknien, und welches er mit Gebet und Liebe grüßen soll, und es war ihm auch schwer zu raten. Als er aber den einen Pater mit Bekümmernis anschaute und ihn gleichsam mit den Augen fragte und bat, was er thun solle, lächelte der Pater wie ein Engel freundlich die fromme Seele an, und hob die Hand und den Zeigefinger gegen den hohen und sonnenreichen Himmel hinauf. Nämlich vor dem dort oben soll er niederknien und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Rosenkranz gebetet hat, sonst schrieb' er den lutherischen Kalender nicht.

73. Die falsche Schätzung.

Reiche und vornehme Leute haben manchmal das Glück, wenigstens von ihren Bedienten die Wahrheit zu hören, die ihnen nicht leicht ein andrer sagt.

Einer, der sich viel auf seine Person und auf seinen Wert und nicht wenig auf seinen Kleiderstaat einbildete, als er sich eben zu einer Hochzeit angezogen hatte und sich mit seinen fetten roten Backen im Spiegel beschaute, dreht er sich vom Spiegel um und fragt seinen Kammerdiener, der ihn von der Seite her wohlgefällig beschaute: „Nun, Thadde“, fragte er ihn, „wieviel mag ich wohl wert sein, wie ich dastehe?“ Der Thadde machte ein Gesicht, als wenn er ein halbes Königreich zu schätzen hätte, und drehte lang die rechte Hand mit ausgestreckten Fingern so her und so hin. „Doch auch fünfhundert und fünfzig Gulden“, sagte er endlich, „weil doch heutzutag alles teurer ist, als sonst.“ Da sagte der Herr: „Du dummer Kerl, glaubst du nicht, daß mein Gewand, das ich anhabe, allein seine fünfhundert Gulden wert ist?“

Da trat der Kammerdiener ein paar Schritte gegen die Stubenthür zurück und sagte: „Verzeiht mir meinen Irrtum, ich hab's etwas höher angeschlagen, sonst hätte ich nicht so viel herausgebracht."

74. Der Wettermacher.

Gleichwie einem Siebmacher oder einem Hasenbinder, wenn er in einem kleinen Orte zu Hause ist, können seine Mitbürger nicht das ganze Jahr Arbeit und Nahrung geben, sondern er begibt sich auf Künstlerreisen im Revier herum, und geht seinem Verdienst nach, also auch der Zirkelschmied ist fleißig darauf im andern Revier, und handelt nicht mit Zirkeln, sondern mit Trug und Schelmerei, um die Leute zu berücken, und sich frei zu trinken im Wirtshaus. Also erscheint er einmal in Oberehningen und geht gerade zum Schulz. „Herr Schulz", sagte er, „könntet Ihr kein ander Wetter brauchen? Ich bin durch Eure Gemarkung gegangen. Die Felder in der Tiefe haben schon zu viel Regen gehabt, und auf der Höhe ist das Wachstum auch noch zurück." Der Schulz meinte, das sei geschwind gesagt, aber besser machen sei eine Kunst. „Ei", erwiderte der Zirkelschmied, „auf das reise ich ja. Bin ich nicht der Wettermacher von Bologna? In Italien", sagte er, „wo doch Pomeranzen und Zitronen wachsen, wird alles Wetter auf Bestellung gemacht. Darin seid ihr Deutsche noch zurück." Der Schulz ist ein guter und treuherziger Mann, und gehört zu denen, die lieber geschwind reich werden möchten als langsam. Also leuchtete ihm das Anerbieten des Zirkelschmiedes ein. Doch wollte er vorsichtig sein. „Macht mir morgen früh einen heitern Himmel", sagte er, „zur Probe, und ein paar leichte weiße Wölklein dran, den ganzen Tag Sonnenschein, und in der Luft so zarte glänzende Fäden. Auf den Mittag könnt' Ihr die ersten gelben Sommervögel loslassen, und gegen Abend darf's wieder kühl werden." Der Zirkelschmied erwiderte: „Auf einen Tag kann ich mich nicht einlassen, Herr Schulz. Es trägt die Kosten nicht aus. Ich unternehm's nicht anders, als auf ein Jahr. Dann sollt Ihr aber Not haben, wo Ihr Eure Frucht und Euren Most unterbringen wollt." Auf die Frage des Schulzen, wieviel er für den Jahrgang fordere, verlangte er im voraus nichts, als täglich einen Gulden und freien Trunk, bis die Sache eingerichtet sei, es könne wenigstens drei Tage dauern. „Hernach aber von jedem Saum Wein, den Ihr mehr bekommt", sagte er, „als in den besten

Jahren, ein Viertel, und von jedem Malter Frucht einen Sester." „Das wäre nicht veil", sagte der Schulz. Denn dort zu Lande sagt man veil, statt viel, wenn man sich hochdeutsch explizieren will. Der Schulz bekam Respekt vor dem Zirkelschmied und explizierte sich hochdeutsch. Als er nun aber Papier und Feder aus dem Schränklein holte und dem Zirkelschmied das Wetter von Monat zu Monat vorschreiben wollte, machte ihm der Zirkelschmied eine neue Einwendung: „Das geht nicht an, Herr Schulz! Ihr müßt auch die Bürgerschaft darüber hören. Denn das Wetter ist eine Gemeindssache. Ihr könnt nicht verlangen, daß die ganze Bürgerschaft Euer Wetter annehmen soll." Da sprach der Schulz: „Ihr habt recht! Ihr seid ein verständiger Mann."

Der geneigte Leser aber ist nun der Schelmerei des Zirkelschmieds auf der rechten Spur, wenn er zum voraus vermutet, die Bürgerschaft sei über die Sache nicht einig geworden. In der ersten Gemeinds-Versammlung wurde noch nichts ausgemacht, in der siebenten auch noch nichts, in der achten kam's zu ernsthaften Redensarten, und ein verständiger Gerichtsmann glaubte endlich, um Frieden und Einigkeit in der Gemeinde zu erhalten, wär's am besten, man zahlte den Wettermacher aus und schickte ihn fort. Also beschied der Schulz den Wettermacher vor sich: „Hier habt Ihr Eure neun Gulden, Unheilstifter, und nun thut zur Sache, daß Ihr fortkommt, eh' Mord und Totschlag in der Gemeinde ausbricht." Der Zirkelschmied ließ sich das nicht zweimal heißen. Er nahm das Geld, hinterließ eine Wirtsschuld von circa 24 Maß Wein, und mit dem Wetter blieb es, wie es war.

Merke, wie gut es sei, daß der oberste Weltregent bisher die Witterung nach seinem Willen allein gelenkt hat. Selbst wir Kalendermacher, Planeten und übrigen Landstände werden nicht leicht um etwas gefragt und haben, was das betrifft, ruhige Tage.

75. Ein Hausmittel.

Ein fremder Mann in einem Wirtshause bemerkte lange bei seinem Schöpplein, wie die Frau Vogtin (der Vogt führt die Wirtschaft) unaufhörlich am Stricken gehindert wurde durch etwas andres.

Endlich sagte er: „Es scheint, Ihr wollt ander Wetter prophezeien, Frau Vogtin. Eure braunen Tierlein machen Euch viel Zeitvertreib."

Die Wirtin ward dessen fast verschämt und sagte: „Ihr habt mir nicht sollen zusehen." Darauf erwiderte der Fremde: „Ein Floh ist doch auch ein Geschöpflein, und ich weiß nicht, warum man nicht davon reden soll. Wenn sie Euch aber zur Plage sind, und es kommt Euch auf einen Vierundzwanziger nicht an, ich wollte Euch wohl sagen, was Ihr thun müßtet, damit Ihr nie in Eurem Leben einen Floh bekämet." Die Wirtin sagte: „Einen Vierundzwanziger wär' es wohl noch wert", und als er sich denselben voraus hatte bezahlen lassen, sagte er mit schelmischem Lächeln: „Nämlich, wenn Euch ein Floh am rechten Arm beißt, müßt Ihr ihn am linken suchen. Beißt er Euch aber am linken, so sucht Ihr ihn am rechten. Alsdann bekommt Ihr gewiß keinen. Ich hab's von der Polizei in Brassenheim gelernt," sagte er.

Es war der Zirkelschmied.

---

76. Der listige Steiermarker.

In Steiermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im letzten Kriege, wie fang ich's an, daß ich meine Kronenthaler und meine Dukätlein rette in dieser bösen Zeit? Die Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb, tröst' sie Gott, und der Kaiser Joseph, tröst' ihn Gott, und der Kaiser Franz, Gott schenk' ihm Leben und Gesundheit. Und wenn man meint, man habe die lieben Herrschaften noch so gut verborgen und geflüchtet, so riecht sie der Feind, sobald er die Nase ins Dorf streckt, und führt sie in die Gefangenschaft in Lothringen oder in die Champagne, daß einem armen Unterthanen das Herz dabei bluten möchte vor Patriotismus.

Jetzt weiß ich, sagte er, wie ich's anfange, und trug das Geld bei dunkler, blinder Nacht in den Krautgarten. Das Siebengestirn verratet mich nicht, sagte er.

Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwischen die Gelveieleinstöcke und die spanischen Wicken. Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwischen den Beten und warf allen Grund daraus auf das Geld und zertrat rings herum die schönen Blumenstöcke und das Mangoldkraut, wie einer, der Sauerkraut einstampft. Am Montag darauf streiften schon die Chasseurs im ganzen Revier, und am Donnerstag kam eine Partie ins Dorf, frisch auf die Mühle zu, und aus der Mühle mit weißen Ellbogen zu unserm Bauern, und „Geld her, Buur", rief ihm ein Sundgauer mit blankem Säbel entgegen, „oder bet' dein letztes Vaterunser." Der Bauer sagte, sie möchten nehmen, was sie in Gottes Namen noch finden.

Er habe nichts mehr, es sei gestern und vorgestern schon alles in die Rabuse gegangen. „Vor euch kann man etwas verbergen", sagt er, „ihr seid die Rechten." Als sie nichts fanden außer ein paar Kupferkreuzern und einen vergoldeten Sechser mit dem Bildnis der Kaiserin Maria Theresia und ein Ringlein dran zum Anhängen, „Buur", sagte der Sundgauer, „du hast dein Geld verlocht, auf der Stelle zeig', wo du dein Geld verlocht hast, oder du gehst ohne dein letztes Vaterunser aus der Welt." „Auf der Stelle kann ich's euch nicht zeigen", sagte der Bauer, „so sauer mich der Gang ankommt, sondern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehen. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verborgen hatte, und wie es mir ergangen ist. Der Herr Feind ist schon gestern und vorgestern da gewesen und haben's gefunden und alles geholt." Die Chasseure nahmen den Augenschein im Garten ein, fanden alles, wie es der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld unter dem Grundhaufen liegt,

sondern jeder schaute in das leere Loch und dachte: wär' ich nur früher gekommen. „Und hätten sie nur die schönen Gelveieleinstöcke und den Goldlack nicht so verderbt", sagte der Bauer, und so hinterging er diese und alle, die noch nachkamen, und hat auf diese Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kaiser Franz, den Kaiser Joseph, die Kaiserin Maria Theresia und den allerhöchstseligen Herrn Leopold den Ersten gerettet und glücklich im Land behalten.

77. Rettung vom Hochgericht.

Eines Tags sagte zu sich selbst ein einfältiger Mensch: „Dumm bin ich; wenn ich mich nun auf pfiffige Streiche lege, so wird kein Mensch vermuten, daß ich's bin." Also verlegte er sich aufs Stehlen. Aber schon nach dem ersten Diebstahl wurde er als der Thäter entdeckt und überwiesen, weil er die goldene Uhr, die er gestohlen hatte, selber trug und alle Augenblicke herauszog.

Einige Ratsherren meinten, man könne wegen seiner Einfalt etwas glimpflicher mit ihm verfahren als mit andern, und ihn auf ein Jahr oder etwas ins Zuchthaus schicken. „So?" sagten die andern, „ist's nicht genug, daß so viele verschmitzte Halunken das saubere Handwerk treiben? Soll man für die dummen auch noch Prämien aussetzen, damit alles stiehlt?" Und sechs gegen fünf sagten: „Er muß an den Galgen".

Auf der Leiter, als ihm der Henker den Hals visitierte, sagte er zu ihm: „Guter Freund, Ihr habt's ziemlich dick da herum sitzen, noch dicker als hinter den Ohren. Fast hätt' ich einen längern Strick nehmen sollen." Denn wirklich war dem armen Schelm das Kinn ziemlich stark mit dem Hals verwachsen, und als der Henker den Strick ohnehin ungeschickt angebracht hatte und den armen Sünder von der Leiter hinabstieß, glitschte dieser mit dem Kopf aus der Schlinge heraus, und fiel unversehrt herab auf die Erde.

Einige Zuschauer lachten, aber der größte Teil erschrak und that einen lauten Schrei, als ob sie fürchteten, es möchte dem Malefikanten, den sie doch wollten sterben sehen, etwas am Leben schaden. Aber der Henker stand einige Augenblicke wie versteinert oben auf dem Seigel, und sagte endlich: „So etwas ist mir in meinem Leben noch nicht passiert." Da sagte der Malefikant unten auf der Erde kaltblütig und mit gequetschter

Stimme: „Mir auch nicht", und alle, die es hörten, vergaßen die Ernsthaftigkeit einer Hinrichtung und daß auf dem Weg über das Hochgericht ein armes, verschuldetes Gewissen an seinen ewigen Richter abgeliefert wird, und mußten lachen. Der Blutrichter selber hielt das Schnupftuch vor den Mund und sah auf die Seite. Die glimpflichern Ratsherren aber ermahnten die strengern: „Laßt jetzt den armen Ketzer laufen. Am Galgen ist er gewesen und mehr habt ihr nicht verlangt, und Todesangst hat er ausgestanden." Also ließen sie den armen Ketzer laufen.

78. Seinesgleichen.

Ein kunstreicher Instrumentenmacher, aber ein eingebildeter und unfeiner Mann, hielt sich schon einige Zeit in einem namhaften Städtlein auf und genoß dann und wann im „Löwen" abends eine Flasche Wein und einen halben Vierling Käs. Eines Abends, als sich die meisten Gäste schon früher denn gewöhnlich verlaufen hatten, und der Instrumentenmacher oben noch allein saß, rückt zu ihm der bekannte Zirkelschmied mit seinem Schoppen Siebzehner hinauf. „Euer Wohlgeboren", sagte er, „redeten da vorhin an Ihre Nachbarn über die Quadratur des Zirkels. Ich hatte keine Freude zur Sache. Leute unsersgleichen", sagte er, „können von so etwas wohl unter sich sprechen und einander Gedanken geben. Ich z. B. wäre Eurer Meinung nicht gewesen." Der geneigte Leser kennt den Zirkelschmied, daß er immer auf eine Schelmerei ausgeht. Unter andern macht er sich gern an Fremde, die etwas gleich sehen, um hernach bei andern mit ihrer Bekanntschaft groß zu thun, wie am Ende dieser Erzählung auch geschehen wird, und die Leute breit zu schlagen, wie man sagt. Der Instrumentenmacher aber betrachtete ihn mit einem vornehmen, verachtenden Blick und sagt: „Wenn Ihr bei Leuten Euresgleichen sein wollt, so kommt nicht zu mir, oder wer seid Ihr?" Der Zirkelschmied, des Schimpfens und der Schande gewöhnt, erwidert: „Sollte Euer Wohlgeboren aus meiner Rede nicht erkennen, daß zwei Künstler miteinander sprechen?" Des erboste sich der andre noch mehr. „Ihr ein Künstler", fragte er ihn, „ein Kammacher oder ein Besenbinder? Wollt Ihr ein Almosen von mir?" Der Zirkelschmied erwidert: „Herr Christlieb, das beugt mich, weniger wegen meiner, als wegen der Kunst. Leute unsersgleichen pflegen sich sonst ebenso sehr durch feine Sitten auszuzeichnen als durch Kenntnisse und Geschicklichkeit."

Da stand der Instrumentenmacher auf: „Sprecht Ihr mir schon wieder von Euresgleichen", sagt er. „Hör' ich's zum drittenmal von Euch, so werf' ich Euch den Stuhl an den Kopf", und lupfte ihn bereits ein wenig in die Höhe. Der Wirt aber, der bisher ruhig am Ofen stand, trat hervor und sagte: „Jetzt, Zirkelschmied, reist!"

Der Zirkelschmied aber erbost sich darüber auch und geht aus dem Löwen ins Rößlein gerad' gegenüber, und „stellt euch vor", sagte er dort zu seinen anwesenden Bekannten, „was sich der hergelaufene Instrumentenmacher, der Brotdieb, einbildet. Der hochmütige Gesell nimmt's für einen Affrunt (Beleidigung) auf, daß ich zweimal zu ihm sagte: Leute unsersgleichen, und ich sag's zum drittenmal, wenn er's hören will, der Flegel, der impertinente, der gemeine Kerl."

Der geneigte Leser lacht ein wenig, daß der Zirkelschmied darauf beharrt, ein Mann, den er für einen Flegel und gemeinen Kerl ausgibt, sei seinesgleichen.

Lerne erstens am Zirkelschmied: Man muß nie schimpfen, wenn man im Zorn ist, sonst schimpft und verunehrt man sich selbst.

Lerne zweitens an dem Instrumentenmacher: Man muß sich, wenn man etwas ist, mit liederlichen Leuten nie in Grobheiten gemein machen, sonst macht man sich wirklich zu ihresgleichen.

Der Zirkelschmied hatte insofern recht.

---

79. Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf.

Einem König von Frankreich wurde durch seinen Kammerdiener der Name eines Mannes genannt, der das fünfundsiebzigste Jahr zurückgelegt habe und noch nie aus Paris herausgekommen sei. Er wisse noch auf diese Stunde nicht anders, als vom Hörensagen, was eine Landstraße sei, oder ein Ackerfeld, oder der Frühling. Man könnte ihm weiß machen, die Welt sei schon vor zwanzig Jahren untergegangen. Er müsse es glauben. — Der König fragte, ob denn der Mann kränklich oder gebrechlich sei. „Nein", sagte der Kammerdiener, „er ist so gesund, wie der Fisch im Wasser." Oder ob er trübsinnig sei. „Nein, es ist ihm so wohl, wie dem Vogel im Hanfsamen." Oder ob er durch seiner Hände Arbeit eine zahlreiche Familie zu ernähren habe. „Nein, er ist ein wohlhabender Mann. Er mag eben nicht. Es nimmt ihn nicht Wunder." Des verwunderte sich der König,

und wünschte diesen Menschen zu sehen. Der Wunsch eines Königs von Frankreich ist bald erfüllt, zwar auch nicht jeder, aber dieser, und der König redete mit dem Menschen von allerlei, ob er schon lange gesund und wohlauf sei. „Ja, Sire", erwiderte er, „allbereits fünfundsiebzig Jahre." Ob er in Paris geboren sei. „Ja, Sire! Es müßte kurios zugegangen sein, wie ich anders hineingekommen wäre, denn ich bin noch nie draußen gewesen." — „Das soll mich doch wunder nehmen", erwiderte der König.

„Denn eben deswegen hab ich Euch rufen lassen. Ich höre, daß Ihr allerlei verdächtige Gänge macht, bald zu diesem Thor hinaus, bald zu jenem. Wißt Ihr, daß man schon lange auf Euch Achtung gibt?" Der Mann war über diesen Vorwurf ganz erstaunt und wollte sich entschuldigen. Das müsse ein andrer sein, der seinen Namen führe, oder so. Aber der König fiel ihm in die Rede: „Kein Wort mehr. Ich hoffe, Ihr werdet in Zukunft nicht mehr aus der Stadt gehen ohne meine ausdrückliche Erlaubnis." — Ein rechter Pariser, wenn ihm der König etwas befiehlt, denkt nicht lange, ob es notwendig sei und ob es nicht auch anders eben

so gut sein könnte, sondern er thut's. Der unsrige war ein rechter, obgleich, als auf seinem Heimweg die Postkutsche vor ihm vorbeifuhr, er dachte: „O ihr Glücklichen da drinnen, daß ihr aus Paris hinaus dürft!" Als er nach Hause kam, las er die Zeitung wie alle Tage. Aber diesmal fand er nicht viel drin. Er schaute zum Fenster hinaus, das war auf einmal so langweilig. Er las in einem Buch, das war auf einmal so einfältig. Er ging spazieren, er ging in die Komödie, in das Wirtshaus, das war so alltäglich. So das erste Vierteljahr lang, so das zweite, und mehr als einmal im Gasthaus sagte er zu seinen Nachbarn: „Freunde, es ist ein hartes Wort, fünfundsiebzig Jahre kontinuierlich in Paris gelebt zu haben und jetzt erst nicht hinaus zu dürfen." Endlich im dritten Vierteljahre konnte er's nimmer aushalten, sondern meldete sich einen Tag um den andern wegen der Erlaubnis, das Wetter sei so hübsch, oder es sei heut ein schöner Regentag. Er wolle sich gern auf seine Kosten von einem vertrauten Mann begleiten lassen, wenn's sein müsse, auch von zweien. Aber vergebens. Nach Verlauf eines schmerzlich durchlebten Jahres, gerade am nämlichen Tage, als er abends nach Hause kam, fragt er mit bösem Gesicht die Frau: „Was ist das für ein neues Kaläschlein im Hof? Wer will mich zum besten haben?" „Herzensschatz", antwortete die Frau, „ich habe dich überall suchen lassen. Der König schenkt dir das Kaläschlein und die Erlaubnis, darin spazieren zu fahren, wohin du willst." „Ma foi!" erwiderte der Mann mit besänftigter Miene, „der König ist gerecht." — „Aber nicht wahr", fuhr die Gattin fort, „morgen fahren wir spazieren aufs Land?" — „Ei nun", erwiderte der Mann kalt und ruhig, „wir wollen sehen. Wenn's auch morgen nicht ist, so kann's ein andermal sein, und am Ende, was thun wir draußen? Paris ist doch am schönsten inwendig."

---

80. Herr Charles.

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein schönes Büblein auf dem Knie und machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sei, und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken, halberfrornen Kindern in die Stube. „Da bring' ich Euch die Kinder." Der Kaufmann sah den Polen kurios an. „Was soll ich mit diesen Kindern thun? Wem gehören sie? Wer schickt Euch zu mir?"

„Niemand gehören sie", sagte der Pole, „einer toten Frau im Schnee, siebzig Stunden herwärts Wilna. Thun könnt Ihr mit ihnen, was Ihr wollt." Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte sein", und der Hausfreund glaubt's auch nicht. Allein der Pole erwiderte, ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn Ihr der Herr Charles seid, so bin ich am rechten Ort", und der Hausfreund glaubt's auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Witwe, schon lange im Wohlstande und ohne Tadel in Moskau gelebt.

Als aber vor fünf Jahren die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn das Blut verleugnet sich nicht, und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig sei, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Land reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht und unter unsäglichen Leiden schon bis nach Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Wilna einen edeln russischen Fürsten an,

und klagte ihm ihre Not. Der edle Fürst schenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe, stellte er ihr frei, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Büblein an, weil es das verständigste und das kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?“ — „Wo du hingehst, Mutter“, sagte der Knabe, und hatte recht. Denn er ging noch vor der Mutter Abreise ins Grab. Also versah sie sich mit dem Notwendigen, und akkordierte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn sie dachte, er wird das Fehlende schon darauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen, beschwerlichen Reise starb sie am sechsten oder siebenten. — „Wo du hingehst“, hatte der Knabe gesagt, und der arme Pole erbte von ihr die Kinder, und konnten miteinander so viel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französlein, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle sein mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?“ sagte er zu sich selbst. „Umkehren — wo die Kinder lassen? Weiter fahren — wem bringen?“ Thue, was du sollst, sagte endlich etwas in seinem Inwendigen zu ihm. Willst du die armen Kinder um das letzte und einzige bringen, was sie von ihrer Mutter zu erben haben. um dein Wort, was du ihr gegeben hast? Also kniete er mit den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum und betete mit ihnen ein polnisches Vaterunser. „Und führe uns nicht in Versuchung.“ Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied und eine Thräne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nämlich, daß sie ihr gern die letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene, unglückliche Kinder seien. Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn stecken lassen, und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte, wie ein Hauderer thut, der auch erst vor dem Thor fragt, wo er still halten soll, erkundigte er sich endlich bei den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissen's nicht.“ — Wie er denn hieße: „Wir wissens auch nicht.“ — Wie denn ihr eigner Geschlechtsname sei. „Charles.“ Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenn's der Hausfreund für sich zu thun hätte, so wäre der Herr Charles der Vetter. Die Kinder wären

versorgt, und die Erzählung hätte damit ein Ende. Allein die Wahrheit ist oft sinniger als die Erdichtung.

Nein, der Herr Charles ist der Vetter nicht, sondern dieses Namens ein andrer, und bis auf diese Stunde weiß niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, nicht ob und wo in Petersburg er wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum und hatte Französlein feil. Aber niemand wollte ihn fragen: „Wie teuer das Pärlein?“ und der Herr Charles begehrte sie nicht einmal geschenkt und war noch nicht willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andre gab, und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und seine Not erzählte, eins, dachte er, will ich ihm abnehmen, und es füllte sich immer wärmer in seinem Busen, ich will ihm zwei abnehmen, dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschmiegten, meinend, er sei der Herr Vetter, und anfingen, auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz an, daß ihm ward wie einem Vater, wenn er die eignen Kinder weinen und klagen sieht, und: „In Gottes Namen“, sagte er, „wenn's so ist, so will ich mich nicht entziehen“, und nahm die Kinder an. „Setzt Euch ein wenig nieder“, sagte er zu dem Polen, „ich will Euch ein Süpplein kochen lassen.“

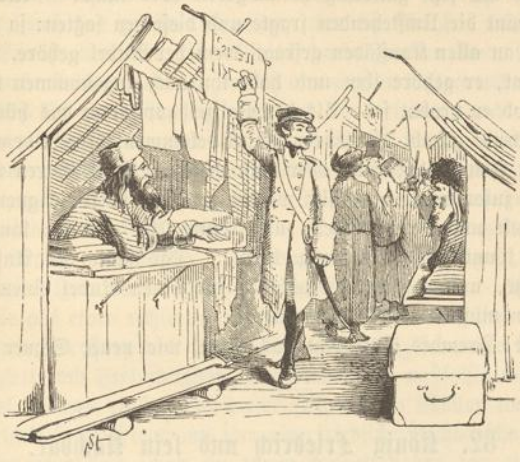
Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg — er legte den Löffel weg und blieb sitzen — er stand auf und blieb stehen. „Seid so gut“, sagte er endlich, „und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir akkordiert.“ Da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund“, sagte er, „Ihr kommt mir ein wenig kurios vor. Ist's nicht genug, daß ich Euch die Kinder abgenommen habe, soll ich Euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen?“ Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüt begegnen, wenn's ein Kaufmann ist, jedem andern aber auch, daß es wider Wissen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sei es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiderte: „Guter Herr, ich will Euch nicht ins Gesicht sagen, wie Ihr mir vorkommt. Ist's nicht genug, daß ich Euch die Kinder bringe? Sollt' ich sie auch noch umsonst geführt haben? Die Zeiten sind bös, und der Verdienst ist gering.“

„Eben deswegen", sagte Herr Charles, „darüber laßt mich klagen. Oder meint Ihr, ich sei so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt Ihr sie wieder?" Als aber noch einmal ein Wort das andre gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Vetter sei, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe, „wenn's so ist", sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und Eure Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenn's so ist, so kann ich Euch nichts zumuten. Thut den armen Würmlein Gutes dafür", sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Thräne ins Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. Monsieur Charles, dachte er, und ein armer polnischer Fuhrmann — und als der Pole schon anfing, eines der Kinder nach dem andern zum Abschied zu küssen und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte: „Guter Freund", sagte der Herr Charles, „bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich Euch nicht Euern wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht Euch abgenommen habe", und gab ihm die fünfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein oder der andre der geneigten Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden sei, und ob er's thun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu von nöten gehabt.

81. Der betrogene Krämer.

Ein Rubel ist in Rußland eine Silbermünze und beträgt siebenundzwanzig Batzen hin oder her, ein Imperial aber ist ein Goldstück oder thut zehn Rubel, deswegen kann man wohl für einen Imperial einen Rubel bekommen, zum Beispiel, wenn man in den Karten neun Rubel verliert, aber nicht für einen Rubel einen Imperial. Allein ein schlauer Soldat in Moskau sagte doch: „Was gilt's? morgen auf dem Jahrmarkt will ich mit einem Rubel einen doppelten Imperial angeln." Als den andern Tag in langen Reihen von Kaufläden der Jahrmarkt aufging, vor allen Ständen standen schon die Leute, lobten und tadelten, boten ab und boten zu, und die Menge ging auf und ging ab, und die Knaben grüßten die Mägdlein, kommt auf einmal der Soldat mit einem Rubel in den Händen.

„Wem gehört dieser Kaiserthaler, dieser Rubel, gehört er Euch?“ fragte er jeden Krämer an jedem Stand. Einer, der ohnehin nicht viel Geld löste und lange zusah, dachte endlich: wenn dich dein Geld an die Finger brennt, die meinigen sind nicht so blöde. „Hierher, Musketier, der Rubel ist mein.“ Der Soldat sagte: „Wenn Ihr mir nicht gerufen hättet, ich hätt' Euch schwerlich gefunden unter der Menge“, und gibt ihm den Rubel. Der Kaufmann betrachtet ihn hin und her und klingelt daran, ob er gut sei; ja er war gut, und steckt ihn in die Tasche. „Seid so gut und gebt mir denn jetzt auch meinen Imperial“, sagte der Musketier.



Der Kaufmann erwiderte: „Ich habe keinen Imperial von Euch, so bin ich Euch auch keinen schuldig. Da habt Ihr Euren einfältigen Rubel wieder, wenn Ihr nur Spaß machen wollt.“ Aber der Musketier sagte: „Meinen zweifältigen Imperial gebt mir heraus, mein Spaß ist Ernst, und die Marktwache, die Polizei wird zu finden sein.“ Ein Wort gab das andre, das glimpfliche gab das trotzige, und das trotzige gab das schnöde, und es hängt sich an den Stand mit Leuten an, wie ein Bart an einem Bienenkorb. Auf einmal bohrt etwas wie ein Maulwurf durch die Menge. „Was geht hier vor?“ fragte der Polizeisergeant, als er sich mit seinen Leuten durch die Menge gebohrt hatte. „Was geht vor? frag' ich.“ Der Krämer wußte wenig zu sagen, aber desto mundfertiger war der Musketier.

Vor keiner Viertelstunde, erzählte er, hab' er diesem Mann für einen Rubel abgekauft, das und das. Als er ihn bezahlen wollte, in allen Taschen habe er kein Geld gefunden, nur einen doppelten Imperial, den ihm sein Pate geschenkt habe, als er gezogen wurde. So habe er ihm den Imperial als Unterpfand zurückgelassen, bis er den Rubel bringe. Wie er mit dem Rubel wieder gekommen sei, hab' er den rechten Kaufladen nimmer gefunden und an allen Ständen gefragt: „Wem bin ich einen Rubel schuldig?" so habe dieser da gesagt, er sei derjenige, und sei's auch und habe ihm auch den Rubel abgenommen, aber von dem Imperial wolle er nichts wissen. „Wollt Ihr ihn jetzt gutwillig herausgeben oder nicht?" Als aber der Polizeisergeant die Umstehenden fragte und dieselben sagten: ja der Musketier habe an allen Kaufläden gefragt, wem der Rubel gehöre, und dieser habe bekannt, er gehöre ihm und habe ihn auch angenommen und daran geklingelt, ob er probat sei. Als der Polizeihauptmann das hörte, so gab er den Bescheid: „Habt Ihr Euren Rubel bekommen, so gebt dem Soldaten auch seinen Imperial zurück, oder man petschiert Euch Euren Stand mit Lattnägeln zusammen, und Ihr werdet zwischen Euren eignen Brettern eingeschachtelt und eingeschindelt, und könnt Ihr alsdann lang Hunger leiden, so könnt Ihr auch lang leben." Das sagte der Anführer der Polizeiwache, und wer dem Musketier für seinen Rubel einen Imperial herausgeben mußte, war der Kaufmann.

Merke: Fremdes Gut frißt das eigne, wie neuer Schnee den alten.

---

82. König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich von Preußen hatte acht Stunden von Berlin freilich ein schönes Lustschloß, und war gern darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut nebeneinander, obgleich das Weißbrot schmeckt auch in dem Schloß nicht übel, wenn's die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller das Wasser in die Räder schießen und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs störten das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld

wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen?“ Der König wußte, warum. Denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift“, sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht nebeneinander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schlößlein?“ — Der Müller sagte: „Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar?“ Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, soviel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet Ihr Eure Mühle?“ Der Müller erwiderte: „Gnädigster Herr, so habt auch Ihr nicht soviel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil.“ Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede. „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin“, sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinen Vätern erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten, und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.“ Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nötig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse Eure Mühle taxieren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!“ Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiderte dem König: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Hofgericht nicht wäre.“ Nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohl gefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten, und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar, und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

83. Unverhofftes Wiedersehen.

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: „Auf Sankt Luciä wird unsre Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib und bauen uns ein eignes Nestlein.“ — „Und Friede und Liebe sollen darin wohnen“, sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, „denn du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich

lieber im Grabe sein als an einem andern Ort." Als sie aber vor St. Luciä der Pfarrer zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun jemand Hindernisse wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen", da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeiging, der Bergmann hat sein Totenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihr Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie säumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Rand für ihn zum Hochzeitstag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der Siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und Polen wurde geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die Französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch ins Grab. Die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahre 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schachten eine Öffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war, also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundete und Bekannte waren schon lange tot, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tags auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche

nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüts erholt hatte, „es ist mein Verlobter", sagte sie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er unter die Erde gegangen und nimmer heraufgekommen."

Da wurden die Gemüter aller Umstehenden von Wehmut und Thränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhof.

Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, schloß sie ein Kästlein auf, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit roten Streifen um und begleitete ihn alsdann in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeitsbett, und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch ein wenig zu thun und komme bald, und bald wird's wieder Tag. Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten", sagte sie, als sie fortging und noch einmal umschaute.

84. Mohammed.

Dem Mohammed wollten es anfänglich nicht alle von seinen Landsleuten glauben, daß er ein Prophet sei, weil er noch keine Wunder gethan hatte, wie Elias. Dazu sagte Mohammed ganz gleichgültig, wie einer, der eine Pfeife Tabak raucht und was dazu redet: „Das Wunder", sagte er, „macht den Propheten noch nicht aus. Wenn ihr aber verlangt, so werden ich und jener Berg dort geschwind bei einander sein." Nämlich er deutete auf einen Berg, der eine Stunde weit oder etwas entfernt war, und rief ihm mit gebietender Stimme, daß der Berg sich soll von seiner Stätte erheben und zu ihm kommen. Als aber dieser keine Bewegung machen und auch keine Antwort geben wollte, wiewohl keine Antwort ist auch eine, so ergriff Mohammed sanftmütig seinen Stab und ging zum Berg, womit er ein merkwürdiges und nachahmungswertes Beispiel gab, auch für solche Leute, die keine Propheten zu sein verlangen, nämlich, daß man dasjenige, was man selbst thun kann, nicht von einem wunderbaren Verhängnis oder von Zeit und Glück, oder von andern Menschen verlangen soll. Zum Beispiel, hast du etwas Notwendiges und Wichtiges mit jemand zu reden, so warte nicht, bis er zu dir kommt. Weit geschwinder und vernünftiger gehst du zu ihm. Ein hübscher Kirschenbaum in dem Garten wäre eine schöne Sache. Das Plätzchen schickte sich dazu. Warte nicht, bis er selber wächst, sondern setze einen. Ferner ein Auszugsgraben, ein guter Weg durch das Dorf, wenigstens ein trockner Fußweg, ein Geländer am Wasser oder an einem schmalen Steg, damit die Kinder nicht hineinfallen, kommt viel geschwinder zustande, wenn man ihn macht, als wenn man ihn nicht macht.

Man sollte nicht glauben, daß es Leute gibt, denen erst ein arabischer Prophet oder ein Kalenderschreiber so etwas muß begreiflich machen.

Selbst der Kalenderschreiber, der doch einem Propheten nicht viel nachgibt — es ließe sich noch ein Wort mehr sagen — verlangt nicht, daß das alte Jahr fortdauern soll, bis der neue Kalender fertig ist, sondern er schreibt den neuen, wenn das alte noch währet.

Summa Summarum:

Schick' dich in die Welt hinein,
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß die Welt sich schick' in ihn hinein.

85. Glück und Unglück.

Wie hat zu einem Bauersmann ein Doktor gesagt? „Ihr Landleute", sagte er, „habt's doch immer gut. Wenn des Getreides wenig gewachsen ist, so verkauft ihr es um einen teuern Preis. Ist es wohlfeil, so habt ihr viel zu verkaufen und löset auch viel Geld." — „Umgekehrt, Herr Doktor", sagte der Bauersmann, „wir kommen auf keinen grünen Zweig. Denn wenn das Getreide teuer ist, so haben wir nicht viel zu verkaufen. Wenn wir aber viel haben, so ist es wohlfeil und macht uns doch nicht reich." — Auch gut gegeben.

86. Warme Winter.

Der warme Winter von dem Jahre 1806 auf das Jahr 1807 hat viel Verwunderung erregt und den armen Leuten wohlgethan; und der und jener, der jetzt noch fröhlich in den Knabenschuhen herumspringt, wird in sechzig Jahren einmal als alter Mann auf der Ofenbank sitzen und seinen Enkeln erzählen, daß er auch einmal gewesen sei, wie sie, und daß man Anno 6, als der Franzos in Polen war, zwischen Weihnacht und Neujahr Erdbeeren gegessen und Veielein gebrochen habe. Solche Zeiten sind selten, aber nicht unerhört, und man zählt in den alten Chroniken seit 700 Jahren 28 dergleichen Jahrgänge.

Im Jahre 1289, wo man von uns noch nichts wußte, war es so warm, daß die Jungfrauen um Weihnacht und am Dreikönigtag Kränze von Veilchen, Kornblumen und andern trugen.

Im Jahre 1420 war der Winter und das Frühjahr so gelind, daß im März die Bäume schon verblühten. Im April hatte man schon zeitige Kirschen und der Weinstock blühte. Im Mai gab es schon ziemliche Traubenbeerlein. Davon konnten wir im Frühjahr 1807 nichts rühmen.

Im Winter 1538 konnten sich auch die Mädchen und Knaben im Grünen küssen, wenn's nur mit Ehren geschehen ist; denn die Wärme war so außerordentlich, daß um Weihnacht alle Blumen blühten.

Im ersten Monate des Jahres 1572 schlugen die Bäume aus, und im Februar brüteten die Vögel.

Im Jahre 1585 stand am Ostertag das Korn in den Ähren.

Im Jahre 1617 und 1659 waren schon im Jänner die Lerchen und die Drosseln lustig.

Im Jahre 1722 hörte man im Jänner schon wieder auf, die Stuben einzuheizen.

Ein ungewöhnlich warmer Winter war im Jahre 1748.

Summa, es ist besser, wenn am St. Stephanstag die Bäume treiben, als wenn am St. Johannistag Eiszapfen daran hängen.

BLB Karlsruhe
54 81087 7 031

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Illustrirter Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin

Das illustrirte Goldene Kinderbuch.

Drei ansprechende Neuigkeiten dieser Sammlung:

Unseren Kleinen! Lehre und Beispiel in Bildern und Fabeln aus dem Kinderleben und der Natur. Für Schule, Kindergarten und Haus. Von Therese Focking. Mit 30 Text-Abbildungen und zwei Buntbildern. Geh. *M* 2; elegant cartonnirt *M* 2. 50.

München, die kluge Puppe. Schicksale und Erfahrungen einer Puppe. Von ihr selbst erzählt. Für kleine, artige Mädchen aufgezeichnet von Emma Biller. Mit 50 Text-Illustrationen, Vignetten und sechs Buntbildern. Geheftet *M* 2; elegant cartonnirt *M* 2. 50.

Kinderbibel. Illustrirte biblische Geschichten für die Kinderstube erzählt von Hermann Mehl. Mit 60 Text-Illustrationen und einem bunten Titelbilde. Geheftet *M* 2; elegant cartonnirt *M* 2. 50.

Früher erschienen:

Die Kinderstube I. Was man seinen Kindern erzählt, wenn sie zwei bis fünf Jahre alt sind. Von Ernst Lausch. Vierte Auflage. Mit 55 Text-Abbildungen, Buntbildern ꝛc. Geheftet *M* 1. 50. Eleg. cartonnirt *M* 2.

Die Kinderstube II. Hundert kleine Erzählungen, Gedichte und Verschen für Kinder von vier bis sechs Jahren. Von F. A. Glaß. In vierter Auflage umgearbeitet von Ernst Lausch. Mit 60 Text-Abbildungen und Buntbildern. Geheftet *M* 1. 50. Elegant cartonnirt *M* 2.

Die Kinderstube III. Erstes ABC-, Lese- und Denkbuch für brave Kinder, welche leicht und rasch lesen lernen wollen. Von Ernst Lausch. Dritte Auflage. Mit 300 Text-Abbildungen und zwei Buntbildern. Geheftet *M* 1. 50. Elegant cartonnirt *M* 2.

Das schönste Weihnachtsbuch. Artige Geschichten für artige Kinder. 160 kleine Erzählungen für Knaben und Mädchen von acht bis zehn Jahren. Von B. Spieß und C. Michael. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 30 Text-Abbildungen und buntem Titelbild. Geheftet *M* 2. Elegant cartonnirt *M* 2. 50.

Was Kinder gern hören. Fünfzig heitere und ernste Geschichten für Kinder von sieben bis zehn Jahren. Von Dr. Karl Pilz. Mit 23 Text-Abbildungen, Ton- u. Buntbildern. Geh. *M* 2. Elegant cartonnirt *M* 2. 50.

Das Buch der schönsten Kinder- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke. Von Ernst Lausch. Zwölfte Auflage. Mit 70 Text-Illustrationen, Ton- und Buntbildern. Geheftet *M* 2. Elegant cartonnirt *M* 2. 50.

Die kleinen Thierfreunde. Fünfzig Unterhaltungen über die Thierwelt. Für fröhliche Kinder im Alter von sieben bis zehn Jahren. Von Dr. Karl Pilz. Vierte Auflage. Mit 100 Text-Abbildungen, Tonbildern und Titelbild. Geheftet *M* 2. Elegant cartonnirt *M* 2. 50.

Im Grünen oder die kleinen Pflanzenfreunde. Erzählungen aus dem Pflanzenreich. Von Hermann Wagner. Vierte Auflage. Mit 80 Text-Abbildungen, Ton- und Buntbildern. Geh. *M* 2. Eleg. cartonnirt *M* 2. 50.

Deutsche Geschichten für die Kinderstube. Herausgegeben von Franz Otto.

Erste Sammlung. **Aeltere deutsche Geschichten.** Von Hermann dem Befreier bis zum Ende des Mittelalters. Vierte Auflage. Mit 226 Text-Abbildungen, Ton- und Buntbildern. Geheftet *M* 4. Elegant cartonnirt *M* 5.

Zweite Sammlung. **Neuere deutsche Geschichten von der Reformation bis zum goldnen Zeitalter der deutschen Dicht- und Tonkunst.** Zweite Auflage. Mit 106 Text-Abbildungen, Tonbildern ꝛc. Geheftet *M* 3. Elegant cartonnirt *M* 4.

Dritte Sammlung. **Neueste deutsche Geschichten aus dem neunzehnten Jahrhundert bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs.** Zweite Auflage Mit 105 Text-Abbildungen, Tonbildern ꝛc. Geheftet *M* 4. Elegant cartonnirt *M* 5.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Illustrirter Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

Reimfibel und Kinderlieder. Des Kindes Tagewerk vom Morgen bis zum Abend. Katechismus und frühestes Gebet- und Liederbüchlein für die Kinderstube. Von Bertha Marbeck und Hermann Mehl. Mit 30 Text-Abbildungen, Tonbildern ꝛc. Geh. ℳ 1. 50; eleg. kartonnirt ℳ 2. 50.

Neues Fabelbuch. Goldenes A-B-C der guten Sitten in Fabeln, Sprüchen und Sprüchwörtern für die Kinderstube. Herausgegeben von Ernst Lausch. Zweite Auflage. Mit 60 Text-Abbildungen sowie einem Titelbilde. Geheftet ℳ 2; elegant kartonnirt ℳ 2. 50.

Heitere Ferientage. Spaziergänge in Flur und Wald, in Berg und Thal. Ein unterhaltendes und lehrreiches Büchlein über die Natur für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von Ernst Lausch. Dritte Auflage. Mit 80 Text-Abbildungen und zwei Buntbildern. Geheftet ℳ 1. 50; eleg. kartonnirt ℳ 2.

Vom Frühling zum Winter. Zwölf Märlein von B. Paul. Mit 27 Text-Illustrationen und buntem Titelbilde. Zweite Ausgabe. Eleg. kart. ℳ 2. 50.

Gute Kinder — brave Menschen. Schule der Weisheit und Tugend in Beispielen aus dem wirklichen Leben. Erzählungen aus der Geschichte der alten und neuen Zeit. Herausgegeben von Heinrich Pfeil. Eingeführt durch Oberschulrath Dr. Paul Möbius. Vierte vermehrte Auflage. Mit 50 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern ꝛc. Geh. ℳ 2. 50; eleg. kartonnirt ℳ 3.

Das Buch merkwürdiger Kinder. Lebensbilder aus der Jugendzeit und den Entwicklungsjahren merkwürdiger Menschen. Herausgegeben in Verbindung mit M. Schlimpert, B. Schuhmann, W. Wägner u. A. von Franz Otto. Vierte verbesserte Auflage. Mit 80 Text-Abbildungen, einem Titelbilde sowie fünf Tonbildern. Geh. ℳ 4; eleg. kartonnirt ℳ 4. 50.

Abenteuer und Irrfahrten von Fritz Stromer oder: Eine Reise um die Welt in hundertundachtzig Tagen. Ein kurzweilig lehrreiches Büchlein für lebhafte Knaben, die erfahren wollen, wie es einem Kameraden erging, der dem Elternhause entlief und schließlich sehr froh war, dahin wieder zurückkehren zu dürfen. Mit 110 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. In Umarbeitung herausgegeben von Franz Otto. Zweite durchgesehene Auflage. Elegant kartonnirt ℳ 2. 50.

Lieschen's kleine und große Welt. Unterhaltende Büchlein für kleine Mädchen. Von Sophie Traut.

Erstes Bändchen. **Aus dem Elternhaus.** Zweite Auflage. Mit 130 Text-Abbildungen, Bunt- und Tonbildern. Geheftet ℳ 2; elegant kartonnirt ℳ 2. 50.

Zweites Bändchen. **Aus der Schule.** Mit 120 Text-Abbildungen, Bunt- und Tonbildern. Geheftet ℳ 2; elegant kartonnirt ℳ 2. 50.

Drittes Bändchen. **Zwischen Haus und Schule.** Mit 100 Text-Abbildungen, Bunt- und Tonbildern. Geheftet ℳ 2; elegant kartonnirt ℳ 2. 50.

Hermann Wagner's Entdeckungsreisen.

I: **In der Wohnstube.** Vierte Auflage. Mit 105 Text-Abbildungen, Bunt- und Tonbildern.

II: **In Haus und Hof.** Fünfte Auflage. Mit 100 Text-Abbildungen sowie fünf Bunt- und Tonbildern.

III: **Im Wald und auf der Heide.** Fünfte Auflage. Mit 130 Text-Abbildungen, Bunt- u. Tonbildern sowie zwei Extrabeilagen: Naturselbstdruck.

IV: **In Feld und Flur.** Fünfte Auflage. Mit 105 Text-Abbildungen, Bunt- und Tonbildern.

V: **In der Heimat. I:** Im Süden. Eine Alpenreise. Dritte Auflage. Mit 110 Text-Abbildungen, Bunt- und Tonbildern.

VI: **In der Heimat. II:** Stadt und Land. Dritte Auflage. Mit 100 Text-Abbildungen, Bunt- und Tonbildern.

= Jedes Bändchen einzeln kostet: Geheftet ℳ 2; elegant kartonnirt ℳ 2. 50. =

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Buntdruck von Rudolf Loës in Leipzig.